Der
entscheidende Augenblick.

Erster Band.

Der entscheidende Augenblick.

Socialer Roman

von

Fedor Alex Wegener.

Erster Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

1850.

Motto:

Mir spielen wie Thränendiebe
Nachtwinde um's Augenlied,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieh't.

Lenau.

1.

Der Knabe.

Der Januar hatte sein weißes Leichentuch über die Erde gezogen und Blumen an den Scheiben der Fenster erblühen lassen, so daß es im traulichen Stübchen hinterm warmen Ofen gar schön anzusehen war.

Nicht so heimelich aber war es draußen im Walde, dessen Bäume mit Schneekronen geziert waren und hell in der Wintersonne flimmerten. Der Boden war hart gefroren und das Wasser hatte sich mit Eis belegt. Im Felde aber war Alles mäuschenstill und nur die Krähen und Schneevögel hüpften darauf hin und her, spärlich ihr Futter suchend. —

Da kam ein menschliches Wesen daher gegangen, in dürftige Lumpen gehüllt. Der Gang war schleppend und langsam, der Körper zitterte vor Frost und Kälte. — Dies armseelige Geschöpf war ein Knabe

von kaum acht Jahren, der sehr leidend und abgezehrt aussah'.

Den einen Fuß schleppte der Knabe hinkend nach, während er sich zur Stütze eines knorrigen Stockes bediente, auf welchem er von Zeit zu Zeit ausruh'te und traurig in die Schneegefilde blickte. Aber kein menschliches Wesen ließ sich außer ihm weit und breit sehen und nur die Krähen hüpften vor ihm her. — Die Sonne fing an zu sinken und noch war kein schützendes Obdach erspäh't; der Abendwind aber pfiff durch den nahen Wald und heulte seinen monotonen Gesang. —

Des Knaben Schritte lenkten sich dem Waldsaume zu, wurden indeß immer kürzer und langsamer. Endlich und mit äußerster Anstrengung erreichte er denselben, fiel aber hier erschöpft auf die Seite des Weges in den tiefen Schnee nieder, unvermögend, sich wieder empor zu richten. Die Sonne aber vergoldete die Wipfel der Bäume und spiegelte sich in den tausend und abertausend Eisspitzen an dem Gezacke wieder, indem sie allmählig in ihrer ganzen Pracht unterging, am Himmel noch einen Purpurschein als Scheidegruß zurücklassend.

Die Dämmerung kam und begann der Nacht Platz zu machen; der Wald ward in undurchdring-

liches Dunkel gehüllt, der Knabe aber lag in seinem weichen Schneebette und schlummerte — vielleicht bald dem Himmel entgegen. —

Wiederum ward es hell, denn jetzt trat die Mondscheibe hervor und beschien mit ihrem milden Lichte die prachtvolle Winterlandschaft und die Gestalt des schlafenden Knaben. Der Mond stieg höher und höher und verlor sich hinter den Wipfeln der Bäume. —

Da begann es im Schnee zu knistern und des Weges zog ein Scheerenschleifer mit seinem spärlichen Tagesverdienst dem heimathlichen Dorfe zu. In der Nähe des Knaben setzte er auf einen Augenblick seinen Schiebkarren nieder, um die Arme ruhen zu lassen. Dieser erblickte nun beim Umschauen den schwarzen Gegenstand im Schnee. —

Als er, hierdurch aufmerksam gemacht, näher trat, erkannte er den Körper des armen bewußtlosen Knaben. Er untersuchte ihn näher und fand das Herz noch in Thätigkeit, so daß Hülfe möglich war. Ohne sich zu besinnen, lud der Brave den Unglücklichen, wohl in Schnee verpackt, auf seinen Karren und setzte seinen Weg zum Dorfe fort, welches Letztere er auch bald erreichte. Hier übergab er den Knaben der treuen Obhut seiner Frau, welche ihn auch nach einigen Bemühungen in's Leben zu-

rück rief, worüber die guten Leute sich herzlich freue-ten. —

Sie selbst waren kinderlos und schnell ward be-schlossen, denselben an Kindesstatt anzunehmen, wenn anders der Knabe keine Angehörigen mehr haben sollte.

Nachdem die Braven das Kind durch Speise und Trank hinreichend erquickt, sich selbst aber durch ein frugales Abendmahl gestärkt hatten, legten sie sich nach vollbrachtem beschwerlichen Tagewerk mit dem Kinde zur Ruhe nieder und schliefen, im Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, bald den Schlaf der Gerechten. —

Vater Müller war zwar nur ein armer Schee-renschleifer, aber er war ein rechtlicher Mann und als solcher im ganzen Dorfe bekannt und geliebt. Während er nach der Stadt zog und daselbst den spärlichen Verdienst aufsuchte, besorgte seine treue Martha den kleinen Hausstand und wenn der „Alte" nach Hause zurückkehrte, hatte sie stets ein einfaches, aber wohlschmeckendes Essen bereitet, das sie dann gemeinschaftlich und fröhlich verzehrten. —

So lebten sie nun schon bei zwanzig Jahren und

waren ein Muster der Tugend und Rechtlichkeit; noch nie war ein Gezänk oder ein Streit aus ihrer kleinen Behausung zu Ohren der Dorfnachbaren gekommen. Dafür wurde auch der „Vater Müller" von allen Dorfbewohnern bei jeder wichtigen Sache um Rath gefragt und was er ihnen rieth, das wurde immer ohne Ausnahme befolgt.

2.

Die Auswanderer.

Zu Mainz im Hafen war ein Schiff mit einer zwar nicht seltenen, aber doch kostbaren Ladung angekommen, es waren nämlich Auswanderer.

Das Schiff legte an und sonnenverbrannte Gesichter, hier zu Lande auffallende Trachten, kamen zum Vorschein; es waren Männer und Frauen, jung und alt.

Es schienen meist Tübinger und ehrliche Schwabenkinder zu sein, so daß dem theilnehmenden Beobachter die Worte Freiligrath's in den Sinn kommen mußten:

„O sprecht, warum zog't ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.
Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands schönen Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n.“ — —

Viele stiegen an's Land, die Frauen aber blieben meist auf dem Schiffe, wuschen und strickten und warfen nur flüchtige Blicke auf die Stadt und die Umgegend.

Ein kleines Mädchen von acht Jahren mit goldlockigem Haar beugte sich hinab in den Strom und wusch die Haare. Wäre die Beleuchtung minder hell gewesen, man hätte an die Lorelei denken können.!

Nun aber mußten die Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet werden. Die Männer, alle neu gekleidet, (denn „drüben" sind die Kleider theuer) gingen in das Bureau und lösten die Karten für die Ueberfahrt bis Newyork; es dauerte lange, bis ihnen das Geld aus der Hand ging; es war, als ob sie den heimathlichen Boden, den sie dafür verkauft, erst jetzt d'ran geben müßten. —

Mit dem morgenden Dampfschiffe sollten sie nach Havre, und von da alsbald nach Newyork oder nach einem anderen überseeischen Hafen befrachtet werden. Staunend sahen sich die Männer in der Gegend um und betrachteten ein eben angekommenes Dampfschiff, das den Dampf ausbrauste, und als jetzt jenseits des Stromes schrillend und keuchend der Eisenbahnzug dahinrollte, kratzten sich alle wie auf ein Comando hinter dem Ohre und schauten mit aufgerissenem Munde und Auge drein.

„Ich mein', wir wären schon in der neuen Welt," begann endlich ein Mann in den mittleren Jahren, bei uns daheim ist doch auch ein Land, 's ist doch gewiß auch schön, aber so ist's doch nicht; der Neckar darf sich doch nicht sehen lassen vor dem Rhein, und er verschlupft auch gleich in ihn hinein, wie er ihn zu sehen kriegt. Und die Dampfschiff' und die Eisenbahnen! Ich sag' gar nichts mehr. Ich hätt' nicht geglaubt, daß es so viel Sach' in der Welt giebt."

Da begann ein junger Bauernbursch: „Ja, wer nicht 'naus kommt, kommt nicht" — Er hielt inne und ein alter Mann fuhr fort: „kommt nicht heim, willst Du sagen. Ja, Brüderle, wir kommen nie mehr heim. Es ist jetzt ausgeheimelt." „Nu," fuhr er fort und knüpfte sich dabei sein flockseidenes schwarzes Halstuch auf und wieder zu. „Nu, es wird sich dort auch machen. Wenn wir nur schon dort wären, ich bin jetzt lang genug gereis't. Es sind heut schon sechs Tag', daß wir aus dem Schönbuch fort."

Alles lachte und der Alte machte sich aus dem Kreise weg und ging in das Schiff.

Der Abend nahete heran und die Sonne verglüthete in unbeschreiblicher Pracht über'm Rheingau. —

„Jetzt sind wir doch einmal dabei, wo das ist,"

sagte der Mann in den mittleren Jahren." Man sagt bei uns daheim allfort: „die Sonne geht über'm Rhein unter." Ich hab' mir's schön gedacht, aber doch nicht so schön. Guck', man sieh't doch an dem Strom gar kein Wellele, es ist grad', wie wenn einer ganz still und heilig mit einem langen Chorrock daherwandelt und nicht so mit den Händen patschelt und Flausen macht, und alles ist jetzt in dem Strom wie lauter fließend Gold und die braunen Mastbäume glitzern und glasten, wie goldene Stangen und da drüben die Berg', wie heißen sie?"

„Taunus," sagte der Jüngere besser Geschulte.

„Ist es nicht grad' wie ein blauer Strom, der stehen geblieben ist, oder wie eine Wolk', die sich auf die Erd' runter gelegt hat? Es thut mir jetzt doppelt leid, daß ich von Deutschland fort muß, ich hab' es gar nicht gewußt, daß es so schön ist. Hier zu Lande wandert gewiß Niemand aus."

„Allerdings," sagte ein Mann in städtischer Kleidung, der hinzugetreten war, „auch hier zu Lande treibt die Sehnsucht die Menschen fort. Sei die Gegend noch so schön, sie kann sie nicht halten, wenn sie mit ihrem Schicksal oder mit Anderm zerfallen sind. Woher seid Ihr denn?"

„Aus dem Würtembergischen."

„Also aus Schwaben," antwortete der Fremde. „Es ist mir auch ein liebes Land, ich habe schöne Jahre dort verlebt."

„Wo denn?"

„In Tübingen."

„Das ist nicht weit von uns, wir sind aus dem Schönbuch."

Nun ergab sich ein Gespräch über die Heimath, und der Fremde wurde gar bald mit den Leuten vertraut; denn wenn ein Schwabe draußen ist, und er findet Jemand, der seine Heimath kennt, wird er gar zutraulich und außergewöhnlich beredt.

Der Alte war auch wieder aus dem Schiffe gekommen und hatte sich zu den Anderen gesellt. Man sprach von den traurigen Gefühlen, die das Verlassen der Heimath mit sich bringt und der Alte sagte gemüthlich:

„Ich bin mit meinen Gedanken schon seit ein Paar Jahren nicht mehr recht daheim!"

Wiederum lachte Alles. Der Fremde fragte indeß freundlich: „Wie meint Ihr das?"

„Nun, meine Kinder sind drüben, und ihre Briefe haben immer an mir und an meiner Frau gezogen, wie wenn sie uns am Bändele hätten. Wie's aber drauf und dran gegangen ist; wie man mir meine

Güter und mein Haus verkauft hat, ist mir's doch ganz anders geworden, und wie ich von den Aeckern und Wiesen fort bin, da war mir's grad', wie wenn man mir ein Stück vom Leib' nehmen thät'. Meine Ur-Urahnen haben auf denen Aeckern geschafft und davon gegessen, da sind sie gegangen und da sind sie gestanden, bis man sie dort hinter die Kirch' gelegt hat, und jetzt kommt das Alles in fremde Händ'. Nun, es ist all eins, Gott hat ja die ganze Welt geschaffen. Glaubet Ihr nicht auch, daß die Indianer die verlor'nen zehn Stämme Israels sind? Man wüßte ja sonst nicht, wo sie hingekommen sind?"

„Da ist er schon wieder mit seiner Bibel," riesen Viele lachend. Der Fremde aber drückte dem Alten die Hand und sagte: „Darüber wollen wir hernach reden!"

Aus dem Schiffe vernahm man schönen vierstimmigen Gesang, von Männern und Frauen. Sie sangen:

Auf auf, ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da,
Schwer liegt es auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Hin, nach Amerika! —

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her!
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland!
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den herzen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt, und alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum!
„Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig?“ Und der bitt're Schmerz
Mach's arme Liebchen stumm.

„Das sollt' man jetzt nicht singen,“ sagte der Mann in den mittleren Jahren und zerdrückte sich eine Thräne im Auge, „das braucht man jetzt nicht und das braucht man nicht, und das ist nicht gut.“

„Wir wollen auch hinein in das Schiff gehen,“ sagte der Fremde; „es ist Euch doch recht, wenn ich mitgehe?“

„Freilich, freilich!“

„Ich mein' immer, Ihr seid auch ein Schwab',

Eure Stimme hat so was Gutes, so was Heimeliches, gestehet's nur," sagte der Alte.

„Nein, ich bin ein Sachse," erwiederte der Fremde, dem Alten nochmals die Hand drückend, „aber ich bin ein guter Deutscher und mein' es gut mit allen guten Deutschen."

Sie gingen nun über das Brett nach dem Schiff, das vom Gesange erdröhnte.

Als man durch die Luke hinabgestiegen war, bot sich dem Fremden ein seltner Anblick dar, eines Meister-Pinsels würdig. In der Mitte auf einer Truhe stand eine brennende Ampel, rings herum und in allen Ecken saß und lag die bunte Gruppe. Der Ampel zunächst saß eine alte Frau und sang fröhlich mit. Ihr zu Füßen saß das junge Mädchen mit den goldblonden Haaren, den Kopf an die Alte gelehnt und öffnete den Mund nicht. Nun war der Gesang unterbrochen, denn die vorsingende Alte sagte zu ihrem Manne: „So, das ist recht, daß Du kommst, und Ihr auch."

Das Gespräch wollte nicht recht vor sich gehen, da sagte der Fremde: „Es wird Euch wohl sein, wenn Ihr aus dieser engen Behausung, aus diesem kleinen Schiffe hinaus kommt in das unermeßliche freie Land."

„Im Grab' ist's noch viel enger und von da aus kommt man erst recht hinaus in das unermeßliche freie Land, oder aber will ich sagen, in den freien Himmel," bemerkte der Alte.

Die Anderen hörten nicht viel auf diese Rede und sprachen viel von Amerika, und wie man's da so gut habe. Der Fremde suchte ihre Ansichten zu berichtigen und auf das gehörige Maaß zurückzuführen. Er erkannte aber auf's Neue, wie vor Allem die materielle Wohlfahrt bei der Auswanderung gesucht wird, wie diesem ein dunkler Drang sich zugesellt, der mit einer Sehnsucht nach der Fremde und Weite sich verbindet. Fast ein Jeder der Auswandernden hatte Verwandte oder Freunde in der neuen Welt.

Als ein Mann, der nur mit der Feder für die Kraft und das Gemeinwohl des deutschen Vaterlandes wirken konnte, lenkten sich die Gedanken des Fremden auch zunächst auf dieses Gebiet, und er fragte:

„Habt Ihr denn auch Bücher bei Euch?" —

Leider war die Auskunft hierüber sehr gering und der Fremde dachte daran, wie einst, oder auch bald, wenn ein großer vaterländischer Volksschriftenverein bestände, man den Auswandernden eine Geschichte des deutschen Volkes mitgeben solle, damit sie ihren Kin-

dern und Enkeln die Geschichte ihres Stammes überlieferten, damit ihr Herz Deutschland zugewendet bleibe. Er dachte sich's erhaben, wie dies Buch von Geschlecht zu Geschlecht wandelte, gleich wie die Juden die Geschichte ihres Volkes im alten Testamente sich bewahrten, und wie die deutschen Nachkömmlinge in weiter Ferne den Brüdern im Vaterlande zugethan blieben, wenn auch ihr ganzes Leben dem neuen Kinderlande (wie man so richtig das durch Einwanderung ersessene nennt) eingewurzelt war.

Der Alte berichtete indeß, daß er ein Predigt-, ein Gesangbuch und die Bibel bei sich habe. „Ich brauch' weiter nichts," sagte er, „man kann die Bibel hundertmal durchlesen, man kann sie aber doch nie und nimmer auslesen."

Der Fremde verschmähte es indessen nicht, hier in diesem Kreise, wo die weltliche Schrift nicht hindrang, persönlich und in lebendiger Rede in und mit der religiösen auch die vaterländische Gesinnung wach zu rufen, und er fand sich in dem Wiederhall aus dem Munde Aller reichlich belohnt, indem Alle gelobten, ein deutsches Herz zu bewahren und in den Kindern fortzupflanzen.

Alles ward lebendig und gesprächig, nur das

Mädchen mit dem goldblonden Haare redete kein Wort, und der Fremde fragte es daher:

„Warum so traurig?“

„Ich bin nicht traurig!“ erwiederte das Mädchen mit heiserer Stimme.

„Bist Du schon lange so heiser?“ fragte der Fremde.

„Gott bewahre!“ erwiederte die Alte, „das ist eben von dem vielen Weinen; sie ist ein Waisenkind und läßt Niemand dahinter — sie wird sich schon trösten. Nun, sei Du nur ruhig, liebe Marie,“ fuhr sie, das Mädchen streichelnd, fort, „Du bleibst ja bei mir.“

Auch der Fremde suchte das Mädchen zu trösten, und es weinte.

Auf der Luke oben saß ein junger Bursch und schaute immer nach den Sternen, auch nahm er keinen Antheil an den Gesprächen. Als ihn der Fremde fragte, warum er immer so nach den Sternen sähe, erwiederte er:

„Ich betrachte da den weißen funkelichen, der steht daheim um diese Zeit gerade über meines Nachbars Giebel.“

„Aber die Magdalene mit ihren zwei schwarzen Sternen sieht nicht aus dem Fenster heraus,“

rief eine junge Stimme aus einem Winkel des unteren Schiffes. Der Bursche aber fuhr ruhig fort:

„Hier zu Lande kann ich diese Sterne noch sehen, drüben in Amerika aber, hat mir der Lehrer gesagt, sieht man fast gar keinen von diesen Sternen mehr, da stehen ganz andere am Himmel."

Wie viel Leben, dachte der Fremde, ist hier in einen so engen Raum zusammengedrängt, wie viel Zerschnittenes, Abgerissenes und Abgelöstes. Noch klaffen die Wunden; wird die Zeit sie heilen? — Gott gebe.

Er gab nun den Leuten noch viele Anweisungen, wie sie sich vor den Verführern und Gaunern in den Seehäfen hüten sollten. Sie dankten ihm alle herzlich dafür.

Zuletzt sagte der Fremde: „Jetzt wollen wir noch die letzten Verse von dem vorigen Lied singen, das soll der Abschied sein."

Der Bursche kam von der Luke herab und begann mit frischer Stimme:

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde uns're Hand,
Und küssen sie. Das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland.

Wenn dann die Meereswoge sich
An unserm Schiffe bricht,
So segeln wir gelassen fort,
Denn Gott ist hier und Gott ist dort
Und der verläßt uns nicht.

Wir leben drauf im fernen Land
Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit:
„Die Deutschen sind doch brave Leut'
Und haben Geist und Muth!

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde dann an euch,
Und Thränen fließen drein.

Der Fremde schüttelte noch den Nächsten die Hand und ging davon; er konnte kein Wort reden.

3.

Reflectionen.

Am Ufer wandelte der Mainzer dann noch lange umher, und sein Inneres wogte. Friede lag über der ganzen Gegend, die Wellen spielten im sanften Mondlicht, aber im Innern des Mannes stürmten mächtige Gedanken.

Deutschlands verlorne Kinder! rief es in ihm, hier diese Auswanderer. Nahe an dreißigtausend verlassen so wie diese jährlich das deutsche Vaterland. Deutschlands verlorne Kinder! — Warum? Zu dem Geistesbande, das uns zusammenhält, kann eine sichtbare Brücke sich aufbauen, sie heißt: „Deutsche Flotte!" Schiffe kommen an und gehen ab, und bringen Grüße herüber und hinüber und tauschen das Werk der Hände und des Geistes aus. Deutsche Ansiedlung, fest und einig

weit über dem Meere, du kannst und darfst kein Traum sein. Es fehlt ja nur der Wille, und du bist lebendige, taghelle Wahrheit. Ein einiger fester Wille! Nicht mehr zersplittert werden dann die zahllosen Kinder, die sich vom Vaterlande trennen. In der Menschheit regt sich ein Drängen und Treiben; nicht mehr im Donner der Kanonen will sich ein neuer Geist offenbaren von Volk zu Volk, nicht mehr über Ströme Blutes schreitet das Werk der Bildung, friedlich sollen fortan alle Nationen gemeinsam dem Geiste huldigen. Ein Volk, ein Land sendet dem andern seine Kinder als Unterpfand der Einheit und der Liebe, aber die heimische Liebe sollen und müssen sie wahren.

Nicht durch das Aufgeben jeder Besonderheit, der Nationalität, wird das heilige Werk der Einheit und des Menschengeschlechts vollbracht, sondern dadurch, daß jede Nation, ihre Eigenthümlichkeit wahrend, sie zur Vollkommenheit ausbildet. Da entsteht dann jener schöne Wetteifer, daß jede es der andern an Güte und Größe vorthun will. Das Herz kann und darf nicht mit seiner Vergangenheit brechen. Ewig lebe das deutsche Gemüth! Du hast es ahnend gesungen, unglücklicher Schubart, aus dem tiefsten Grunde des deutschen Herzens:

Wir leben drauf im fernen Land
Als Deutsche brav und gut;
Und sagen soll man weit und breit:
„Die Deutschen sind doch brave Leut'
Und haben Geist und Muth!“

4.

Amerika.

Auswandern, das ist leicht gesagt und schwer gethan. — Einwandern aber doppelt schwer. Das Leben des Bauern steht in einem offenbaren, aber auch in einem geheimen Bezuge zu dem Lande, welches er bebaut. Wie es schon jedem Andern, der mehr mit den Erzeugnissen des Kunstfleißes oder des Geistes sein Leben hinbringt, schwer wird, die gewohnte Umgebung zu verlassen, wie er erst später erkennt, daß in der Natur um ihn her ein stilles Echo seines Daseins ruht, so wird dies dem Bauer noch weit schwieriger. Einwandern aber, eine fremde Umgebung als die heimische mit Liebe und Anhänglichkeit betrachten lernen — nur nach langem Widerstreben gelingt dies dem Gemüthe. Darum finden wir auch, daß die Einwanderer in Nord-

Amerika so leicht wieder ein Gehöfte verkaufen, das sie zu einem gewissen Grade der Kultur gebracht, daß eine und dieselbe Familie sich drei-, viermal neu ansiedelt. Die alte Stetigkeit ist aufgehoben und selten ist es, daß die Ausgewanderten selber an dem neuen Besitzthume haften bleiben, dieses wird erst dem nachkommenden eingebornen Geschlechte zu Theil. Sie gewinnen ein Kinderland.

Unsere Auswanderer hatten den heimischen Boden verlassen und gleichsam als Sühne für diese, wenn auch nothgedrungene Untreue erwachte in ihnen, während der wochenlangen Seefahrt, eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem festen, Früchte tragenden Erdreich. Selbst der Alte, dessen Name Johannes Walter war, und der doch mehr dem Himmel als der Erde zugewendet, empfand nach überstandener Seekrankheit ein unnennbares Sehnsuchtsgefühl, und er fürchtete oft, daß er hier zwischen Land und Land, auf flüchtigem Elemente schwebend, sterben müsse.

Die Fahrt ging gut von Statten, ward aber doch langwierig und trotz der trefflichen Fürsorge nicht ohne mannigfache Beschwerden.

Seemöven waren während der ganzen Reise um das Schiff geflattert und flogen ab und zu. Als aber endlich Schwalben ankamen und sich auf Tau

und Mast niederließen, da durchdrang Alle die freudige Ahnung, dies seien die Willkommensboten von der neuen Welt. —

Nun entdeckte man einen fernen blauen Streif, und am sechsten Tage nach Ankunft der Schwalben rief Alles wie aus einem Munde: „Land, Land!“

Da erhob sich der alte Walter und rief:

„Sei mir gesegnet, Land meiner Kinder.“

Als die Ankerketten rasselnd in den Meeresgrund hinabgelassen wurden, war es Allen auf dem Schiffe, als würden ihnen selber die Ketten einer langen Gefangenschaft — auf der See abgenommen. Sie hatten nun endlich wieder festen Grund gefaßt.

In Neuyork erwarteten viel Verwandte und Freunde die Ankömmlinge, auch ein Sohn unseres Walter war dabei. Hier nun trennte sich die ganze Gesellschaft. Es war ein neuer trauriger Abschied, fast noch herber als der aus der Heimath; denn trotz mancher Neckereien und Reibungen während der langen Reise hatte man sich doch aneinander gewöhnt und mehr und mehr lieb gewonnen. Jetzt ging der Eine da, der Andere dort hin, oft hundert Meilen von einander und es war eine Trennung für das ganze Leben. Der Sterngucker blieb in Neu-

york. Das Mädchen mit dem goldblonden Haare zog mit der Walterschen Familie. Der Sohn unseres alten Johannes wohnte am Ohio, dahin ging es nun mit Fröhlichkeit.

Wie freudig war der alte Walter erstaunt, als er die herrliche Besitzung an einer schönen Bucht des Stromes sah, und als ihm sein Sohn sagte, daß er sie nach dem Vornamen seines Vaters „Johannisgrund" genannt habe.

Ein lieblicher Thaleinschnitt, in dessen Hintergrund sich himmelanstrebende Berge zeigten, barg die Hütten und das Haus, worin der deutsche Fleiß in Freude und Gottesfurcht seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Die Halden und Gelände an den Bergen waren theils geklärt und boten herrlichen sonnenbeschienenen Boden für Wiesen und Aecker. Vögel zwitscherten und jubelten in den Wäldern und dort auf einer Insel neigten die saftstrotzenden Buchen- und Ahornbäume ihre Zweige hinab in das klare Wasser; dort standen wiederum uralte Eichenstämme, die seit der Schöpfung keine Hand berührt hat, zum Theil auch abgestorben unter den frisch grünenden, und sie schienen wie Leichen, die noch Niemand zu Grabe bestattet.

Solche Gedanken konnte man aber nicht lange hegen. Hier werden Bäume gefällt, dort kam ein

Nachen mit allerlei Gewächs heran, und von fern her vernahm man die blöckende Heerde. Sie weidete auf einer fetten Wiese, die ehedem ein See gewesen war und welchen deutsche Ausdauer abgegraben und trocken gelegt hatte. Die ganze Umgebung war reizend und großartig. Fehlte auch noch vielfach die verschönernde und lichtende Menschenhand, so erschien hier gewissermaßen noch die Natur in ihrer ursprünglichen Schönheit, ohne alle Zuthat und gegebenen Schmuck.

Die ganze Natur hatte so zu sagen bisher nur für sich und ihren Schöpfer gelebt, jetzt war der Herr der Schöpfung, der Mensch, gekommen und unter seiner thätigen Hand lebte sie neu und frisch auf.

5.

Ein Zusammentreffen.

Gehen wir nunmehr ein Jahrzehent in der Erzählung zurück.

Der Schauplatz, auf welchem die folgenden Begebenheiten sich entfalten, ist die Residenzstadt Berlin

Eine eigene Augenweide gab es für die unter den Linden in der Mittagsstunde auf- und abwandelnden Spaziergänger. Eine schöne, reichgekleidete Amazone ritt in der Mitte zweier Herren und gefolgt von zwei reichgekleideten Dienern die Linden auf- und ab.

Es war ein schöner Anblick, diese glänzende Cavalcade und selten, wie es noch immer in Berlin ist, eine reitende Dame zu sehen, schauten alle Spaziergänger mit dem lebhaftesten Interesse nach der Reiterin und ihrem glänzenden Gefolge. Auch war sie schön, diese stolze, schlanke Amazone mit dem blei-

chen, edlen Angesicht, zu dessen Seiten lange schwarze Locken herabfielen, mit den blitzenden schwarzen Augen, der edlen Nase und dem halb übermüthigen, halb verächtlichen Lächeln um die schmalen Lippen, und wo sie vorüberritt, da blieb Alles stehen und schaute ihr nach und man flüsterte unter einander: „Wer ist sie? Sie sieht so vornehm aus und stolz! Wie ihre Augen so kühn blitzen; und seht, wie sie ihr Pferd gewandt zu lenken versteht, das in kleinem Schritt so zierlich und graziös daher tänzelt; wer mag sie sein?

„Gestehen Sie, Fürst Sarjiensky," sagte die schöne Amazone indeß zu einem ihrer Nachbarn, „gestehen Sie, daß das von Ihnen so viel gepriesene Berlin ein[redacted] ist, ein [redacted], [redacted] Paris! O ce [redacted] Paris! Voyez, wie der neugierige [redacted] still steht, um uns nachzuschauen, als wären wir Wundererscheinungen aus der Märchenwelt."

„Und wer dächte das nicht," erwiederte der Angeredete, „wer wähnte nicht, wenn er das Glück hat, Sie zu schauen, Fürstin, daß er in der That eine schöne Fee aus der Märchenwelt erblickt? Wie wollen Sie den armen Berlinern deshalb grollen, denen Feen und Amazonen eine gleich seltene Erscheinung sind?"

„Sie sind heute in Ihrer Laune der Galanterie,“ sagte die Fürstin mit stolzem Aufwerfen der Lippen, und die Zügel straffer anziehend, gab sie ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Gerte, daß es rascher vorwärts tanzte, und die Herren einige Schritt zurück blieben.

Aber plötzlich hielt sie ihr Pferd an und rief einem Vorübergehenden zu:

„Bon jour, Monsieur de Varèse!“

Der solchergestalt Angeredete blickte auf zu der schönen Reiterin und ein Ausdruck freudigen Erstaunens malte sich in seinen Zügen.

„Fürstin Scrininska!?“ rief er freudig. —

Lächelnd nickte sie ihm zu und sagte:

„Wir kennen uns also noch? Es freut mich, Sie wieder zu sehen! Kommen Sie heute zu mir! In einer Stunde finden Sie mich im Hotel de Petersbourg! a revoir!“

Ihm flüchtig zunickend, sprengte sie von dannen, und bald war der ganze Zug, um die nächste Straßenecke einbiegend, verschwunden.

Monsieur de Varèse, ein junger blühender Mann in den zwanziger Jahren, mit einem netten Stutzbärtchen im Gesicht, eilte den Weg zurück, den er gekommen, seiner Wohnung zu. Sein Herz klopfte

hoch vor Freude, und stolz und ganz vergnügt sagte er zu sich selber: „Wahrlich, das war ein günstiger Zufall! O, das Schicksal ist doch den Dichtern noch günstig! Sie hat also unserer Bekanntschaft in Dresden nicht vergessen, die eben so schöne als stolze Fürstin, und wahrlich, daß sie mich anredete, beweist, daß ich ihr noch nicht ohne Interesse bin. Sagte mir doch ihr Bruder, der mich bei ihr einführte, und der bald darauf im Duell getödtet wurde, schon damals, wie nichts sie mehr interessire, als Politik, und daß das Mittel, mit ihr in freundschaftlichen Verkehr zu treten, sei, daß man politische, freisinnige Gedichte mache. Gott, wie begeistert war sie von Herwegh's Gedichten! Sie recitirte sie oft Stunden lang, und sah dabei schön aus und kühn wie eine Göttin des Krieges. Und als ich ihr einmal eines meiner Gedichte vorlas, da reichte sie mir die Hand und sagte: „„Von heute an sind Sie mein Freund."" Von der Freundschaft zur Liebe bedarf es nur einiger kleiner Schritte, wie leicht sind sie gethan.

„Meine Gedichte sollen die Brücke sein, über die sie von der Freundschaft zur Liebe hinüber schreitet. O mein Gott, wenn es mir gelingt, das frühere Verhältniß wieder anzuknüpfen, dann bleibt mir nichts zu wünschen übrig! Bin ich erst der Geliebte der

Fürstin, dann bedarf es wieder nur einiger Schritte, um ihr Gemahl zu werden! Ich ein Fürst, ha! zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum, nur einen Tag ein Fürst zu sein! Und ist denn dies etwas so Unmögliches? Was war denn der reiche, schöne Fürst Butera anders, als ein armer bürgerlicher Lieutenant, und was anders hat ihn zum Fürsten gemacht, als die Liebe einer schönen Fürstin? War dieser ein Kind des Glückes, wie viel mehr darf ich hoffen, es zu sein!" —

6.

Ein Liebesbekenntniß.

Seit Giulio de Varèse's erneuerter Bekanntschaft mit der Fürstin Scrininska war er wenig zu Hause; die ganzen Abende verbrachte er bei der Fürstin und kehrte erst spät in der Nacht heim. —

Heller und schöner blitzten die Augen der Fürstin, wenn Giulio zu ihren Füßen saß und stundenlang sinnige Märchen erzählte, die er behauptete in ihren Augen zu lesen. — Wandte sie den Blick von ihm ab, so verstummte er plötzlich und sagte, das goldne Märchenbuch sei zugeschlagen und er könne nicht weiter lesen, und dann, wenn hold lächelnd die Fürstin den Blick ihm wieder zuwandte, fuhr er in seiner begonnenen Erzählung mit erneuerter Begeisterung fort.

Fürstin Scrininska war nicht unempfindlich ge-

gen solche Huldigungen eines schönen jungen Dichters, und mit Schrecken sah der Fürst Sarjiensky und ihre übrigen Bewerber, daß sie den Herrn Giulio de Varèse ihnen allen sichtlich vorzog, und ihm ihre Thüre oft offen war, wenn sie allen Anderen verschlossen blieb.

Giulio durfte allein zugegen sein, wenn die Fürstin, vor der Psyche sitzend, sich ihr langes schönes Haar flechten ließ; mit ihm besuchte sie das Museum und die Kunstausstellungen, und er durfte vor der Chaise longue sitzen, auf welcher sie lag, wenn die Migraine sie heimsuchte und jedem Anderen der Zutritt versagt war. — — — —

Fürstin Scrininska war eine Polin; sie war ihrem jungen Gemahle nach einer Ehe von wenigen Wochen in dem verhängnißvollen Jahre 1813, als Soldat verkleidet, gefolgt in die Leipziger Schlacht; an ihrer Seite war er gefallen und ihr eigenes Roß hatte die geliebte Leiche unter seine Füße getreten.

Jene entsetzliche Stunde hatte aber einen nimmer zu verlöschenden Eindruck auf das Gemüth der jungen Frau gemacht, und als die lindernde Zeit den heißen Schmerz um den so früh verlorenen Gemahl gekühlt, flammte der Haß um so mächtiger in ihr gegen diejenigen, die an dem Tode ihres Gemahls

Schuld und die sie die Tyrannen ihres geliebten Vaterlandes nannte. —

Sie weinte nicht mehr um den Gatten, denn alle Thränen trocknet die Zeit, aber sie glühte, ihn zu rächen und wenn die Polinnen bekanntlich diejenigen sind, die den Untergang und die Bedrückung ihres Landes am schmerzvollsten empfinden, so war dies bei der Fürstin doppelt der Fall. —

Nicht ihr Vaterland blos, auch ihren Gemahl hatten die Sieger ihr entrissen und wenn sie auch den Verlust und den Schmerz darüber vergessen konnte, so blieb doch immer wach in ihr der Haß und die Rache und ihre Seele flammte nach der Befriedigung dieser beiden Leidenschaften, die sie gern ihre Tugenden nannte.

Fürstin Scrininska hatte eine leicht erregbare feurige Seele, ein glühendes Herz und eine mächtige Phantasie und dies Alles machte sie zu einer interessanten, imponirenden Erscheinung. Aber bei allen ihr gespendeten Huldigungen, bei allen Triumphen, die ihrer Eitelkeit wohl schmeichelten, blieb ihr Herz doch kalt und ihre Seele unberührt und wenn Fürst Sarziensky sie der Grausamkeit, der Gefühllosigkeit anklagte, sagte sie mit stolzem, verächtlichen Lächeln:

„Gehen Sie hin, Fürst, sammeln Sie unsere in

der ganzen Welt umherirrenden Brüder und befreien Sie das zertretene Vaterland, dann will ich nicht bloß Sie lieben, dann will ich Sie anbeten und den Staub von Ihren Füßen küssen."

Wenn der Fürst ihr zu beweisen strebte, wie unausführbar und unmöglich jetzt ein solches Beginnen, dann wandte sie ihm stolz den Rücken und sagte:

„Unmöglich ist es nur, weil die Polen keine Männer und doch auch keine Polinnen sind!"

Giulio allein schien den Jammer ihres stolzen, nach Freiheit dürstenden Herzens zu verstehen und wenn sie ihm alle ihre Schmerzen um das zertretene Vaterland geklagt, dann pflegte ihn dies zu begeistern zu den exaltirtesten, freisinnigsten Gedichten, die er dann der Fürstin als ihr Werk, als durch sie erweckt, zu Füßen legte.

„Wir Beide bedürfen einander," sagte sie heute zu ihm, als er ihr ein so eben verfaßtes Gedicht vorlas, „wir Beide bedürfen einander. Varèse, Sie verstehen und begreifen meinen Schmerz und dieses Verstehen befeuert Ihre Begeisterung. Ach, und wie könnte es auch anders sein," fuhr sie fort, ihre schönen Augen mit einem schwärmerischen Ausdruck emporschlagend, „haben wir doch Beide gelitten für die Freiheit, sind wir doch Beide hinausgetrieben in die

Fremde. Fern von der Heimath müssen wir umherirren und alle die heiligen geweiheten Stätten unserer Kindheit und Jugend hinter uns lassen. —

Auf den Gräbern unserer Theuersten schreitet der rohe Sieger hohnlachend umher, und an der Stätte, wo unsere Wiege stand, spottet er unseres Jammers und unserer Klagen. — —

„Sehen Sie dort,“ fuhr sie fort, auf ein Gemälde, das an der Wand hing, deutend; „sehen Sie, das ist das Schloß meiner Väter. In demselben wohnten seit Jahrhunderten die Fürsten Scrininsky, dorthin kehrten sie zurück aus Kämpfen und Siegen, die sie für ihr Vaterland gefochten, und an dem heimathlichen Heerde hingen sie den Lorbeer auf, den sie gewonnen, und bei dessen Anblick die erwachsenen Söhne sich begeistert fühlten, auch nach dem Heldenruhm zu streben, wie ihre Väter. —

O! wenn der Sieger, der ruhmgekrönte Feldherr, heimkam nach dem Schloß seiner Ahnen, da empfing ihn das Schmettern der Trompeten, der Jubel seiner Unterthanen, und auf dem Söller stand sein glückliches Weib, mit Thränen in den Augen, stolz auf ihren Gemahl, stolz auf des geliebten Vaterlandes Heldensohn. — —

„Ach aber einmal,“ sagte sie mit leiser zitternder Stimme, „einmal nahte sich auch der rückkehrende Kämpfer diesem Schlosse seiner Ahnen, aber nur das dumpfe Geräusch der Trommeln, nur Schluchzen und Klagegeschrei ward gehört und nicht ein glückseliges Weib begrüßte vom Söller herab den heimkehrenden Sieger, o, ein schmerzbeladenes Weib ging an der Seite der Bahre, auf welcher der Gemahl, bedeckt mit Wunden, ruhte; er war gestorben auf dem Schlachtfelde, aber nicht als Sieger, sondern als Besiegter. Der letzte Fürst des Namens Scrininsky war der erste Besiegte! —

Sehen Sie dort neben dem Schlosse jenes Kreuz, darunter ruht seine Leiche; dicht am Wege ließ ich sie bestatten, damit jeder vorübergehende Pole ein Gebet für ihn spräche und sich bei der Erinnerung seines Todes auch erinnern ließe an die Schmach seines Vaterlandes und an die Schlacht, in welcher es unterlag, damit solche Erinnerung ihn aufstachele zur Erbitterung gegen unsere Tyrannen und zu neuem Kampf!“

„O! glichen alle Polen Ihnen, Fürstin,“ sagte Giulio als sie jetzt schwieg, „dann würde Ihr Vaterland bald ein glückliches, freies Land, ein Para-

dies auf Erden sein, eine Zuflucht der Unterdrückten aller andern Länder, eine Heimath der Heimathlosen, ein glorreiches Vorbild uns Allen, die wir zerdrückt sind und zertreten. Dann würden auch wir kämpfen und siegen lernen, wir, die wir jetzt, gleich den Polen, umherirren und uns vor den Augen der Späher und Häscher verbergen müssen, wir, deren Schritte stets bewacht, deren Worte sorgsam belauscht werden, wir, die wir selbst vor unseren Dienern nicht sicher, daß sie nicht erkauft sind, uns zu beobachten!"

„Armer Freund," sagte die Fürstin mitleidig. „und ist keine Hoffnung, daß dieser Bann, der auf Ihnen lastet, gelöscht werde?"

„Keine!" erwiederte er in dumpfem Tone. „Im herrlichen Italien, da liegt mein vereinsamtes Schloß, da liegen meine Güter, und die Oesterreichische Regierung nennt es schon gnädig, daß sie mich, den gefährlichen „Carbonaro" nur aus ihren Staaten verbannt hat und mir den Genuß nnd das Einkommen meiner Güter gelassen. Sie nennt es schon gnädig, daß sie mich nur für immer aus der Heimath ausgestoßen hat und bereut auch schon diese große Gnade. Die Regierung möchte gern einen neuen Grund finden, mich zur Verantwortung zu ziehen und der Mittel meiner Existenz zu berauben. Deshalb

umgiebt man mich mit Spähern und Spionen und belauert jeden meiner Schritte."

„Mein Gott!" rief die Fürstin ganz erschreckt, „und Sie wagen es, so herrliche, freisinnige Gedichte nicht blos zu schreiben, sondern auch zu veröffentlichen?"

Giulio sagte mit ernstem, feierlichen Ton:

„Und wollen Sie, daß ich als ein elender Feigling schweigen soll um meines persönlichen Vortheils, um meiner Sicherheit willen? Man hat mir versagt, für die Freiheit zu kämpfen, aber man kann mir nicht verbieten, für dieselbe zu sprechen! Man hat die Völker eingeschläfert mit systematischer Klugheit, aber man kann mir nicht verbieten, daß ich meine Stimme laut erhebe und die schlummernden Völker zum Erwachen aufrufe und zum Kampf für ihre zertretenen Menschenrechte. Dies ist leider Alles, was ich jetzt thun kann, und wenig, wie es ist, darf ich doch dies Wenige und Geringe nicht unterlassen, und müßte ich selbst mit meinem Blute dafür büßen!"

„O, Sie sind ein edler Mensch!" rief die Fürstin mit strahlenden Augen; „Sie sind ein Mann, ach, und es ist so selten, daß man unter all' diesen Sclaven einmal einem Manne begegnet. — Aber

wissen Sie," fuhr sie mit holdem Lächeln fort, „wissen Sie, daß auch der Umgang mit mir Ihnen gefährlich ist und Ihnen schaden wird bei denen, die Sie Ihre Regierung nennen? Man weiß, daß ich zu den sogenannten Revolutionairen gehöre, daß bei mir der Mittelpunkt und Sammelplatz aller treuen Polen ist, und man wird es schwer an Ihnen rügen, mein Freund zu sein!"

„Und ist dies nicht mein herrlichstes Glück?" rief Giulio begeistert aus, „ist dies nicht eine Himmelswonne, Ihr Freund zu sein, von Ihren holden Lippen dies Wort: „„Mein Freund!"" zu hören? O Fürstin, wissen Sie es nicht, daß ich tausend Tode sterben möchte, um nur einmal, einmal von Ihren Lippen ein herrlicheres, himmlischeres Wort zu hören? Ein Wort, das mich zu dem Seligsten der Sterblichen, das mich zu einem Gott erheben würde?"

Er war, während er so sprach, vor ihr niedergesunken und blickte flehend zu ihr empor. Sie legte lächelnd ihre Hand über seine glühenden Augen und fragte:

„Und welches Wort ist dies, mein Dichter?"

Er zog ihre Hand an seine Lippen und bedeckte sie mit seinen Küssen.

„Fürstin, wissen Sie nicht, welches Wort mein glühendes, sehnendes Herz begehrt von Ihren Lippen zu hören? Nur, wenn Sie es errathen, wenn es aus Ihrem Munde mir ertönt, nur dann kann es mich beseligen; es ist aber nur ein todter, leerer Schall, wenn ich es Ihnen erst sagen muß!"

„Nun denn, mein Geliebter, mein theurer Freund, — ich bin Dein — — Laß uns gemeinsam unser großes Ziel verfolgen und dann Giulio," fuhr sie fort, die Arme begeistert gen Himmel erhebend, „Giulio, wenn einst dort am Himmel die Sonne der Freiheit leuchtet; wenn sie leuchtet über Deinem einsamen Schlosse in Deinem, und über meinem Schlosse in meinem geliebten Vaterlande, Polen, in dem jetzt meine Feinde, die Feinde Polens, hausen, Giulio, wenn dieser Tag gekommen und Alles licht ist und hell und keine Knechtschaft und Sclaverei mehr, dann — — —"

„Dann?" fragte Giulio, noch immer vor ihr knieend.

„Dann," sagte sie mit einem himmlischen Lächeln, „dann Giulio, soll unser heut geschlossener Bund die kirchliche, göttliche Weihe erhalten!"

Giulio sprang auf und drückte die Geliebte in

unsäglichem Wonnegefühl an sein hochklopfendes Herz, ihre schönen Purpurlippen mit seinen flammenden Küssen verschließend. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

7.

Die Beobachtung.

Kein Tag verging nunmehr, ohne daß Giulio bei seiner schönen Geliebten war.

Je mehr ihn diese sichtlich auszeichnete vor ihren übrigen Bewerbern, je mehr mußte er bemüht sein, vor seinen Neidern und Nebenbuhlern seine eigentliche Armuth zu verbergen. Aber diese Verbindung mit seinen vornehmen Freunden konnte nicht ohne bedeutende Kosten aufrecht erhalten werden.

Fürstin Scrininska war reich und sie liebte es, im launenhaften Pharospiel das Glück zu versuchen; sie setzte gern hohe Nummern; denn bei ihrem Reichthum ließen kleine Gewinnste und Verluste sie kalt.

Natürlich durften ihre Cavaliere nicht hinter ihrer Dame zurückbleiben und so war der Tisch oft bedeckt mit Häufen Goldes, die von Allen außer Giulio

mit Gleichgültigkeit gewonnen und verloren wurden. Anfangs begünstigte ihn das Glück und er gewann bedeutende Summen, die bei einem minder üppigen und verschwenderischen Leben ihm für längere Zeit eine gesicherte Existenz hätten gewähren können. Aber für Giulio genügte dies nicht, sein Ziel war ihm beständig vor Augen und es kümmerte ihn wenig, wie groß die Summen waren, die er verlor, vorausgesetzt nur, daß er immer etwas zu verlieren hatte, und so im Stande war, bei seinen Verlusten eine gleichgültige Miene zu bewahren; denn er durfte sich nicht läugnen, daß sein Angesicht in solchen Momenten beobachtet ward und zwar nicht von den lieblichen Augen der Fürstin, sondern von den mißtrauischen, feindlichen Blicken seines Nebenbuhlers, des Fürsten Sarjiensky.

Dieser konnte es nie vergessen, daß die Fürstin Giulio sichtlich ihm vorzog, und hatte sich gelobt, kein Mittel unversucht zu lassen, um Giulio aus der Gunst der Fürstin zu verdrängen und sich an ihm für die erfahrene Zurücksetzung zu rächen.

Er fing an, ihn genau zu beobachten; bald stiegen ihm Zweifel auf und er begann, dem oft gerühmten Reichthum seines Feindes zu mißtrauen, als er ihn bei einem bedeutenden Verluste einmal sichtlich

erbleichen und ein anderes Mal bei einem noch bedeutenderen Gewinn Giulio's Augen leuchten sah in unverstellter Freude.

Von solchen Dingen wird ein reicher Cavalier nicht berührt, dachte der reiche und freigebige Fürst, folglich ist er nicht reich und er lügt, wenn er mit seinem Reichthum prahlt. Wer aber eine solche Lüge wagt, ist auch noch fähig zu anderen Betrügereien!

„Ich will ihn also beobachten!" —

Aber, einmal argwöhnisch geworden, war es nicht schwer, noch andere Dinge aufzufinden, die Giulio immer mehr verdächtigten.

Die schwärmerische und deshalb leicht zu täuschende Fürstin Scrininska hatte willig dem Märchen, Giulio sei ein von der Oesterreichischen Regierung verbannter Carbonaro, geglaubt und nicht ein Zweifel war in ihrer Seele.

Anders war es mit dem Fürsten.

Es schien ihm auffallend, daß ein Oesterreichischer Unterthan, dessen Güter in Italien lägen, nicht blos so fertig deutsch, sondern das Deutsche nicht einmal im Oesterreichischen, sondern mehr im Berliner Dialecte sprechen solle.

Der Fürst selber war viel gereist, hatte sich im reizenden Ober-Italien wochenlang aufgehalten, und

er meinte, das uralte Schloß Varèse, das, wie Giulio erzählte, in romantischer Lage unmittelbar am Ufer des Comer-See's läge, müßte ihm unbedingt aufgefallen sein.

„Ich muß hierüber klar werden," sagte der Fürst, „und sollte ich selbst einen meiner Diener mit Courierpferden zum Comer-See senden und einen Plan von der ganzen Gegend aufnehmen lassen. Zuerst aber will ich ihn selber ausforschen!"

Am nächsten Abend, in welchem der Fürst nun mit Giulio bei der Fürstin zusammentraf, und man sich zum Spiel niederließ, setzte Fürst Sarjiensky auf eine Karte eine so bedeutende Summe, daß selbst die Fürstin erstaunte und den Fürsten lächelnd einen Verschwender nannte.

„Es ist Coeur-Dame," sagte der Fürst, „und Herr von Varèse wird mich begreifen und es verstehen, wenn ich behaupte, daß keine Summe zu groß ist, um sie auf diese Karte zu setzen!"

„Wir Männer," fuhr er fort, „wir Männer sind, wenn wir lieben, nicht minder abergläubisch als die Damen und übertreffen diese vielleicht noch in dem Glauben an Zeichen und Wunder. So bilde ich mir ein, daß, wenn die Coeur-Dame gewinnt, mir dies ein gutes Zeichen ist, das mich ermahnt, nicht

zu ermatten im Kampfe nach einem andern Herzen. Aber selbst diese Coeur-Dame darf sich nicht genügen lassen an einem einzigen Verehrer. Herr von Varèse, ich biete Ihnen daher einen Kampf für Coeur-Dame. Wollen Sie gegen mich setzen?"

„Nun, mein Dichter," rief die Fürstin fröhlich, „nicht wahr, Sie nehmen den Kampf an? Das ist wirklich interessant, und ich zweifle nicht, daß Sie der Sieger sein werden, denn das Glück ist mit den Muthigen, und Sie sind des Kampfes und Sieges gewohnt."

„Nun also, Sie pariren?" fragte der Fürst.

„Natürlich!" sagte Giulio. „Wie hoch beläuft sich die Summe?"

„Dreihundert Louisd'or. Lassen Sie uns denn immerhin anfangen! Beliebt es Ihnen zu setzen, Herr Graf?"

„Leider werde ich nicht im Stande sein, die Summe baar zu setzen," erwiederte Giulio; „denn leider hat mir mein Verwalter noch immer nicht meine vierteljährlichen Revenüen geschickt, und da er sonst sich als ein so ordentlicher und pünktlicher Mensch immer bewährt hat, so muß ich fast fürchten, daß andere Schwierigkeiten obwalten, und vielleicht die Oester-

reichische Regierung meine Gelder zurückhält, um mich zur Rückkehr zu zwingen."

„Sie werden, Sie dürfen aber nicht dahin gehen," rief die Fürstin heftig. „Man würde sich nicht genügen lassen, Sie blos zur Rückkehr gezwungen zu haben, man würde sich Ihrer bemächtigen, in irgend einem entsetzlichen Gefängniß Sie der Vergessenheit, der Qual, der Marter einer lebenslänglichen Gefangenschaft Preis geben. O mein Gott, Giulio, denken Sie an Pellico, gehen Sie nicht!"

Sie faßte ängstlich seine Hand, als wolle sie ihn zurückhalten von diesem gefährlichen Gange.

Giulio küßte diese Hand und sagte:

„Ein Wort von Ihnen, Fürstin, genügt, um mich auf ewig hier zu fesseln, und sollte ich auch als Bettler auf der Schwelle Ihres Hauses sterben!"

„Nun, und unsere Wette? fragte der Fürst mit rauhem Ton. „Coeur-Dame harrt noch immer ihres zweiten Ritters. Herr Graf, ich gebe Ihnen Credit! Ich bin zu begierig auf den Ausgang dieses Spiels, denn ich habe meine ganze Zukunft auf diese Karte gesetzt. Lassen Sie uns denn anfangen!"

„Ja, fangen wir an," sagte Giulio, gewinnen Sie, so bleibe ich Ihr Schuldner, bis meine Gelder eingetroffen sind."

„Geben Sie her, geben Sie her," rief die Fürstin lebhaft, „ich selber will tailliren! Rechts gilt für Sie, Fürst, links für Sie, Graf!" Sie schlug die Karten nach rechts und links und murmelte dabei:

„„gagné! perdu! gagné! perdu!""

„Perdu!" rief sie jetzt ganz freudig, „Fürst, Sie haben verloren, Coeur-Dame ist links gefallen!"

„Die dreihundert Louisd'or gehören Ihnen," sagte der Fürst ruhig, sie dem Grafen hinschiebend. „Aber noch bin ich nicht entwaffnet und muthlos. Ich wage es noch einmal!" — Er zog sein Portefeuille hervor und legte einen Haufen Banknoten auf Coeur-Dame.

„Es sind zweitausend Thaler, Herr Graf, ich biete Ihnen einen zweiten Gang an. Sie riskiren dabei nichts, denn wir bedürfen nicht einmal der Summen Ihres Verwalters, das so eben Gewonnene genügt vollkommen!"

„So lassen Sie uns sehen, Fürstin," sagte Giulio ganz freudig und in der Hoffnung, abermals zu gewinnen; „lassen Sie uns sehen, Fürstin, wem von uns Beiden Sie dies Mal als holde Glücks-Göttin erscheinen werden."

Die Fürstin nahm lächelnd die Karten und taillirte auf's Neue.

Plötzlich aber warf sie die Karten weit von sich und sprang auf.

„Sie haben gewonnen, Fürst," rief sie zornig, „aber ich rathe Ihnen, geben Sie nichts auf Karten-Glück, denn es lügt, und Coeur-Dame ergiebt sich Ihnen leichter als ein menschlich Herz!"

Sie stieß heftig den Tisch zurück, daß die Goldstücke klirrend durch einander fuhren und ging einige Mal im Zimmer schweigend auf und ab.

Der Fürst steckte indeß ruhig sein Geld wieder ein und sagte zum Grafen:

„Es muß aber in der That unangenehm sein, sich so auf die Ordnungsliebe und Pünktlichkeit seiner Leute verlassen zu müssen und von ihrer Laune gewissermaßen abhängig zu sein. Vielleicht könnte ich Ihnen nützlich sein, wenigstens zu erfahren, wer Schuld an dieser Zögerung ist. Ein Freund von mir reist heute noch nach Italien und wird am Comer-See längere Zeit verweilen. Vielleicht könnte er selbst in Ihrem Schlosse nachfragen, ob der Verwalter das Geld abgeschickt. Ich erbiete mich gern, meinem Freunde diesen Auftrag zu geben, und ersuche Sie, mir den Namen Ihres Gutes und Schlosses zu nennen."

„Ich darf Ihre Güte nicht mißbrauchen," sagte

Giulio nicht ohne Befangenheit. „Auch wäre eine solche Nachfrage vollkommen überflüßig, da ich mich ganz auf meinen Verwalter verlassen kann.“

„Nun denn, so erlauben Sie wenigstens meinem Freunde, Ihre schöne Besitzung in Augenschein zu nehmen und dort vielleicht einige Stunden auszuruhen.“

„Gewiß, dies wird mir eine Freude sein!“

„Wie war doch der Name Ihres Schlosses? Nicht wahr, es heißt nach Ihnen, „Schloß Varèse?“ —

Giulio bejahete.

„Und in welcher Gegend des Comer-See's liegt Ihr Schloß.“

„Es liegt nicht weit von — von —“

Giulio stockte, und der Fürst sagte anscheinend harmlos:

„Von Como, nicht wahr? so sagten Sie mir schon früher!“

„Ja, von Como,“ bestätigte der Graf.

„Aber Sie fragen wie ein Polizeispion,“ sagte die Fürstin, zu den beiden Herren tretend, „und ich bewundere Ihre Geduld, lieber Graf, so langmüthig auf alle die Fragen zu antworten.“

Giulio sagte: „unter Ihren Blicken, gesegnet von Ihrer Nähe, habe ich Geduld zu Allem, nur nicht, Sie mir abgewandt zu sehen. Es geht mir damit wie den Blumen, die immer nach der Sonne ihre Blüthen wenden, und verwelken und sterben, so wie die Sonne aufhört, ihnen zu leuchten!“

„Für uns giebt es noch eine Sonne, mein Freund,“ sagte die Fürstin begeistert; „uns leuchtet noch ein strahlendes, köstliches Meteor, und wir mindestens wandeln nicht unter dem matten Mondenschein alltäglicher Zufriedenheit und Genügsamkeit umher, wie zum Beispiel Sie, Fürst. Ihnen genügt es, verbannt vom Vaterlande, in Ruhe zu leben! Uns genügt dies nicht! Uns leuchtet ein köstliches, glühendes Licht, uns verlangt nach der Sonne, daß sie komme, uns zu erwärmen und unser Herz zu durchglühen mit allmächtigem Glück. Diese Sonne ist die Freiheit, die Freiheit unseres Vaterlandes!“

„Vielleicht,“ sagte der Fürst ruhig, „vielleicht werden Sie einmal inne werden, Fürstin, daß auch ich nicht unter dem Mondenscheine kalter Zufriedenheit, wie Sie sehr schön sagen, einher wandele, sondern auch verlange nach einer Sonne und nach einem erwärmenden Strahl. Meine Sonne aber liegt in Ihren Blicken!“

„Vous êtes insupportable!" rief die Fürstin unwillig und wandte ihm den Rücken. — —

„Er ist ein Betrüger," sagte der Fürst, als er von der Fürstin heimfuhr. „Ich bin jetzt davon überzeugt, daß er ein Betrüger ist. Es kommt nur noch darauf an, ihn zu entlarven. Wäre nur der Oesterreichische Gesandte nicht verreist!"

8.

Eine Betrügerei.

In einem schwer zu beschreibenden Gemüthszustande langte Giulio in seiner bescheidenen Wohnung an.

Lange ging er schweigend und sinnend im Zimmer auf und ab. Endlich wurde er gefaßter und brütete über einen Entschluß.

„Etwas Großes, Entscheidendes muß geschehen," sagte er, „oder die Verzweiflung übermannt mich. Mein Geschick muß eine andere, entschiedenere Wendung nehmen oder ich erliege dieser Last und diesen Verfolgungen meines Geschickes! — O, tausendmal, tausendmal entsetzlicher ist es, vom Geschick, als von den Menschen verfolgt zu werden! Hier fehlt aller Widerstand, aller Kampf, hier hilft nichts, als zu resigniren und schweigend zu dulden!" —

„Ich aber," fuhr er energisch fort, ich will

nicht dulden und schweigen, will nicht unterliegen und resigniren! Nun mein Hirn, nun strenge dich an, etwas Großes zu ersinnen, etwas Entscheidendes, das mir zu der Fürstin und zu Macht und Glanz verhilft!" — — —

„Ja ja, so geht es!" rief er dann laut und freudig. „Bei meinem Leben, so geht es! Der Schrecken, die Ueberraschung, ihre eigene Liebe zu mir wird sie übermannen. Sie wird mir nicht widersteh'n! Und willigt sie erst ein, mich in ihrem Zimmer zu verbergen, nun dann habe ich gewonnen. Aber jetzt rasch ans Werk!" —

Er ordnete eiligst seine wenigen Papiere und steckte sie in seinen Busen. Dann trat er zum Spiegel und prüfte sein Angesicht.

„Ich sehe heute etwas blaß aus, das ist gut," sagte er, „und wird meinen Worten mehr Gewicht geben. Auch mein Anzug muß etwas verworren und wild aussehen. Dies Halstuch muß lose, halb aufgeknüpft um den Hals liegen — so — und die Ordnung des Haares muß zerstört werden!" —

Er fuhr sich mit den Händen durch sein langes, schönes Haar und warf es in ungeregelten Locken durcheinander.

„Das sieht überdies gar nicht übel aus," sagte

er, „es erinnert ein Wenig an Lord Byron. Nun wäre ich also fertig, und sobald es dunkelt, eile ich zu ihr!“

In peinigender Ungeduld verbrachte er die Stunden, bis der Abend herein dunkelte. Nun eilte er zum Palais der Fürstin und drang, ohne sich melden zu lassen, in das Gemach, in welchem sie gewöhnlich zu sein pflegte, wenn sie allein war.

Die Fürstin lag halb schlummernd auf dem Divan, und als sie Giulio erblickte, tönte ein leiser Schrei von ihren Lippen.

Sie richtete sich halb auf aus ihrer liegenden Stellung, als Giulio sich vor ihr niederwarf, und die Hände zu ihr erhebend, mit angstvollem Tone sagte:

„Rette mich, oder ich bin verloren! Man verfolgt mich! Man wird es vielleicht sogar wagen, bis hierher zu dringen, um mich von hier in den Kerker zu schleppen!“

„In den Kerker?!“ schrie die Fürstin erbleichend und ihre rege Phantasie zeigte ihr sofort alle Schrecknisse eines Kerkers, in dem Giulio verschmachten müsse. „In den Kerker!“ wiederholte sie angstvoll, und unwillkührlich legte sie ihre Arme um den Nacken des vor ihr knieenden Geliebten.

„Nein, nein! nimmer sollen sie es wagen, Dich von hier zu entreißen, nimmer, so lange ich lebe!“

„Nein, nein!“ rief Giulio, „Du, meine edle, meine erhabne Freundin, darfst für mich nicht in Gefahr gebracht werden, lieber tödte ich mich selbst. Ich kam, um Dir Lebewohl zu sagen, ach, vielleicht ein ewiges, letztes Lebewohl; denn ich fühle es wohl, die Trennung von Dir, von meiner Sonne, von meinem Lichte, wird mich tödten! — Aber gehen muß ich und werde ich! Hier sind meine Papiere,“ fuhr er fort, sein Portefeuille aus seinem Busen ziehend, und es der Fürstin darreichend.

„Nimm es, es ist gewissermaßen mein Testament und Du wirst finden, daß Du in allen meinen Gedanken und meinen Liedern lebtest, daß Du der Genius meines Daseins warest! Und nun, Fürstin, leb' wohl! Ich kam, um Dich um ein Obdach für diese Nacht anzuflehen, aber nun ich Dich sehe, nun ich wieder in den Himmel Deines Antlitzes schaue, nun fühle ich alle meine Vernunft und Ruhe wiederkehren, nun fühle ich, daß ich es nicht wagen darf, auch Dich in Gefahr zu setzen, und ich gehe. Leb' wohl denn, Licht meines Lebens! Leb' wohl! —

Er küßte ihr Gewand, ihre Füße und dann sprang er auf und stürzte zur Thür.

Aber schon war die Fürstin emporgeflogen vom Divan und jetzt faßte sie seinen Arm und sagte mit mächtiger Stimme:

„Giulio, willst Du mich tödten?!"

Er blickte sie wie verzweifelnd an, dann sagte er traurig:

„O nein, dies war nur ein schöner Traum! Ich glaubte Dich sprechen zu hören, aber es war nur hier in meiner Seele, daß ich Dich vernahm! So leb' denn wohl!"

„Nein, ich lasse Dich nicht," rief sie, sich angstvoll an ihn anklammernd, „ich lasse Dich nicht, mein Freund, mein Geliebter. Du sollst nicht dies Zimmer verlassen, sie sollen Dich mir nicht entreißen! Vor der ganzen Welt will ich Dich verbergen!"

Und nun sank Giulio auf seine Knie nieder, und die Arme gen Himmel erhebend, rief er mit Begeisterung:

„O mein Gott, mein Gott, es ist also kein Traum?!"

„Ja mein theurer Freund, weil ich Dich liebe, darfst Du nicht von mir gehen," sagte sie athemlos. —

„Ich dulde es nicht, hier in diesem Zimmer sollst Du bleiben, hier will ich über Dich wachen; hier

hinein soll Niemand kommen dürfen, außer mir, Deiner Geliebten, mein Giulio!"

Giulio sagte:

„Nun gebiete über mich, Geliebteste; Du liebst mich, was kümmert mich nun die ganze Welt. Entscheide Du nun über mein Geschick."

„Du bleibst also, ja, Du bleibst!" sagte sie freudig, „und nun laß uns überlegen, was zu thun ist. Erzähle mir schnell Alles, was Dich bedroht."

Sie setzte sich auf den Divan und winkte ihn neben sich.

Giulio erzählte ihr nun, wie schon seit einigen Tagen Gensd'armen in seiner Wohnung nach ihm gefragt und sich erkundigt und heute Morgen habe ein Freund ihm eine schriftliche Warnung zugeschickt und ihm gerathen, eiligst die Stadt zu verlassen. Dies Billet, das er selbst zuvor geschrieben, zeigte er der Fürstin und erzählte weiter, wie er sich schnell daran gemacht, seine Effecten zu ordnen und seine gefährlichsten Papiere zu verbrennen, als sein Diener todtenbleich hereingestürzt sei und ihm gemeldet habe, daß mehrere Gensd'armen leise die Treppe herauf geschlichen seien. —

Er sei sogleich durch eine Hintertreppe auf die Straße geeilt, habe vor der Thür die verschlossene

Kutsche, in der man ihn wahrscheinlich hatte fortführen wollen, stehen gesehen, und sei nun eiligst zu ihr gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen.

„Nicht, mir Lebewohl zu sagen, sondern um bei mir zu bleiben!" sagte die Fürstin. —

„Mußt Du denn ein Gefangener sein, mein Geliebter, so will ich mindestens Dein Kerkermeister sein und meine Arme sollen die Bande sein, die Dich halten."

„O, in diesen Banden will ich immer ein Gefangener sein," rief Giulio entzückt. „Wie aber, Geliebteste, wenn man argwöhnt, daß ich hier verborgen bin?"

„Wir lassen ihnen nicht Zeit zum Argwöhnen und Nachdenken. Morgen noch bleibst Du hier verborgen, während der Zeit ordne ich alles Nöthige; dann verlassen wir Berlin und vertauschen es mit Paris. Ich werde keine Ruhe haben, bevor Du nicht jeder möglichen Gefahr entronnen bist!" — — — — —

8.

Der Polizeirath.

Fürst Sarjiensky war kaum von einem Besuch bei der Fürstin Scrininska heimgekehrt, als ihm auch schon ein Polizeirath gemeldet wurde, welcher ihn in in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Derselbe wurde vorgelassen und bat ihn als Grund seines Kommens, wenn er es vermöge, den jetzigen Aufenthalt des sogenannten Herrn Marquis oder Grafen von Varèse, dessen Spur man seit heute vermisse, anzugeben.

„Seit heute?" sagte der Fürst nachdenklich, denn es fiel ihm auf, daß gerade heute die Fürstin sich vor ihm habe verläugnen lassen, und er ahnte, daß dies mit dem Verschwinden seines Nebenbuhlers in Verbindung stehe.

„Vielleicht," sagte er nach kurzem Besinnen, „vielleicht kann ich Ihnen bald hierüber Auskunft geben. Doch muß ich Sie ersuchen, falls dies nicht wider das Amtsgeheimniß läuft, mir den Grund zu sagen, weshalb man den Herrn Grafen von Varèse verfolgt?"

„Der Grund, mein Fürst, darf Ihnen um so weniger ein Geheimniß bleiben, als Sie selbst gewiß zu Denen gehören, die von diesem Glücksritter betrogen worden sind.

Dieser Mensch ist nämlich ein Abenteurer, der eigentlich Carl Müller heißt, sich nach dem Geburtsorte seines Vaters, der neuen Mode unserer politischen Dichter zufolge, nennt, und statt sich aus Varese zu schreiben, lieber statt dessen das kleine Wörtchen von annimmt, dabei aber in seinen Gedichten wacker auf den Adel schimpft und die höchste Verachtung für denselben an den Tag legt.

Es steht eine Strafe von vierwöchentlichem Arrest auf diese Betrügerei, sich fälschlich eines adligen Namens zu bedienen, ja, diese kann sogar bis auf mehrere Jahre ausgedehnt werden, wenn mit diesem Betrug noch andere betrügerische Absichten verbunden waren."

Des Fürsten Augen leuchteten vor Vergnügen,

doch ward er schnell dieser Regung Herr und sagte ruhig:

„Alles dies wollen wir später besprechen. Vorher aber muß ich Ihnen sagen, daß ich allein vielleicht im Stande bin, Ihnen den Aufenthaltsort dieses Menschen zu sagen, daß ich dabei aber Rücksichten nehmen muß auf eine hochgestellte, von mir sehr verehrte Person, die in keiner Weise in dieser Sache compromittirt werden darf.“

„Wollen Sie, ich bitte, in den nächsten vierundzwanzig Stunden keine weiteren Schritte in dieser Sache thun, sondern mir gefälligst das Ganze überlassen? —“

Der Polizeirath versprach dies, und der Fürst sagte:

„Um aber den Aufenthalt dieses Herrn, vulgo Varèse zu erfahren, ist es nothwendig, daß ich ein Zeugniß seiner Betrügereien habe. Wollen Sie mir ein solches ausstellen? Einen Verhaftsbefehl, in welchem die Art seines Vergehens angegeben wird? —“

Der Polizeirath erklärte sich dazu bereit und der Fürst fuhr sogleich mit demselben nach dessen Bureau, wo er einen Verhaftsbefehl, mit dem Polizeisiegel versehen, empfing.

Mit diesem Verhaftsbefehl im Portefeuille fuhr

der Fürst Sarjiensky nun zur Fürstin Scrininska.

Sie ließ sich krank melden.

Der Fürst schrieb eiligst auf seine Karte die Worte:

„Ich muß Sie sprechen, es handelt sich um die Sicherheit einer Ihnen nahestehenden Person, deren Freiheit bedroht ist.“

Diese Karte sandte er der Fürstin und nun ward er angenommen. —

„Was bringen Sie, sagen Sie schnell, was bringen Sie?!“ rief ihm die Fürstin Scrininska aufgeregt entgegen.

„Ehe ich spreche, Fürstin,“ erwiederte er, ihre Hand küssend, „ehe ich spreche, muß ich die Gewißheit haben, daß wir allein sind?“

„Sie sehen, daß wir es sind!“

„Anscheinend wohl, aber verzeihen Sie, Gnädigste, ich muß auch überzeugt sein, daß Niemand uns hört, selbst nicht,“ fuhr er leiser fort, „selbst nicht Herr von Varèse.“ —

Die Fürstin erröthete.

Sarjiensky bemerkte es und sagte:

„Ich wage die Bitte, Sie in den Salon begleiten zu dürfen!“

Die Fürstin winkte ihm und schritt rasch ihm voran in den Salon.

„Nun schnell!“ sagte sie, hier angekommen. „Sagen Sie mir, wessen Freiheit ist bedroht?“

„Die Freiheit eines Betrügers,“ sagte der Fürst.

„Sehen Sie hier, Gnädigste, einen Verhaftsbefehl gegen einen gewissen Carl Müller, Sohn eines Maurergesellen hier in Berlin, nach seines Vaters Geburtsort, Varèse, sich „„Herr von Varèse““ nennend und zwar mit dem schönen Vornamen Giulio, welcher Name das Einzige ist, was er von Italien her sich zueignen konnte. Sein einziges italienisches Besitzthum!“

Fürstin Scrininska war sprachlos vor Erstaunen und Zorn. —

Sie überlas das Blatt, das ihr Fürst Sarjiensky gereicht, mehrere Male.

Sie besah das Siegel und die Unterschrift des berühmten Polizeirathes.

„Alles ist ächt,“ sagte sie dann, wie zu sich selber. „Hier kann keine Täuschung obwalten! Das ist schauderhaft!“ rief sie dann in tiefster Indignation und ging heftig im Zimmer auf und ab.

Der Fürst Sarjiensky kannte die Fürstin wohl. Er wußte, daß ihr Stolz auf das Tiefste empört sein würde von dem Gedanken, durch einen gemeinen, niedrig geborenen Menschen betrogen worden zu sein, mit dem Sohne eines Maurergesellen in näheren und vertrauteren Beziehungen gestanden zu haben und von diesem ihre Schwäche benutzt, ihre Schwärmereien für die Freiheit gemißbraucht zu sehen.

Er wußte, daß auch nur diese Schwärmerei sie zu Giulio hingezogen und daß sie aufhören werde sich für ihn zu interessiren, wenn er, des Märtyrerschmuckes und der äußeren Ehre beraubt, als ein Betrüger vor ihr stände. —

Sie ging lange in heftiger Aufregung auf und ab; mit vor Zorn blitzenden Augen und hochwallender Brust.

Aber schon hatte der gekränkte Stolz alle Liebe in ihr ertödtet, der Zorn alle sanfteren Regungen in ihr zum Schweigen gebracht. —

„Und wie schlau hat dieser elende Mensch meinen Enthusiasmus für die edelsten Interessen des Lebens zu benutzen gewußt, o, wie hat er mich umgarnt mit seinem Märtyrerthum und seiner Begeisterung!" sagte die Fürstin, am ganzen Körper zitternd vor Zorn. — „O! es ist empörend!"

„Ich ahnte schon lange, daß er ein Betrüger sei," sagte der Fürst, „und habe ihn schon seit längerer Zeit beobachtet."

„Und warum theilten Sie mir Ihren Verdacht nicht mit?!" sagte sie heftig.

„Weil Sie mir nicht geglaubt hätten, Gnädigste! Weil diese poetische Begeisterung des Herrn Grafen Ihnen die einzig wahre schien!"

„Sie haben Recht, Fürst," sagte sie, ihm die Hand küssend. „Ich sehe meinen Irrthum ein! Helfen Sie mir, mich an diesem Betrüger zu rächen und ich verspreche Ihnen —"

Sie stockte. —

„Was versprechen Sie mir?" fragte er, sich leicht vor ihr auf ein Knie niederlassend.

„Hinfort Ihnen mehr zu glauben, als jedem Anderen! — Aber nicht davon lassen Sie uns jetzt sprechen! — Dieser Elende muß bestraft werden! — Helfen Sie mir, rathen Sie mir, wie wir ihn am empfindlichsten treffen!"

„Wir könnten ihn der Polizei überantworten?" meinte der Fürst.

„Nein, das nicht!" rief die Fürstin. Mein Name darf nicht in dieser Sache compromittirt werden. Und was sind einige Wochen Gefängnißstrafe gegen diese

entsetzliche Beleidigung? Nein, empfindlicher und schmerzhafter muß seine Strafe sein."

Sie beriethen sich lange, dann sagte die Fürstin mit blitzenden Augen und einem grausamen Lachen:

„So soll es sein! Ja, so soll es sein! O! das soll mir eine süße Stunde sein! —"

„Aber dies wird nicht verschwiegen bleiben, man wird daraus ein Stadtgespräch machen!"

„Mag man dies thun! Ich reise fort und verlasse Berlin auf immer."

„Und wohin, theuerste, geliebteste Fürstin, wohin gehen?"

Sie sah ihn mit einem eigenen stolzen und lächelnden Blick an, dann reichte sie ihm die Hand und sagte:

„Auf die Güter meines Verlobten, des Fürsten Sarjiensky; denn ich sehe es wohl, meine glühende Begeisterung bedarf des Schutzes männlicher Besonnenheit!"

Der Fürst sank vor ihr nieder und bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. — — — — — — — — — — — — — — — —

10.

Die Entlarvung.

„Ich habe heute mehrere Freunde zum Diner geladen;“ sagte Fürstin Scrininska andern Tages zu Giulio. „Es war mir eine Art Bedürfniß, vor meiner Abreise noch einmal alle meine Freunde um mich versammelt zu sehen. Kommen Sie denn, die Gäste sind versammelt, lassen Sie uns zu ihnen gehen!“

„Aber werde ich dies wagen können?“ fragte Giulio. „Es könnte leicht gefährlich für mich sein, aus meiner Verborgenheit hervorzugehen!“

„Fürchten Sie nichts,“ sagte die Fürstin, „wir sind unter Freunden, die mich nicht verrathen!“

„In welchem seltsamen, kalten Ton Sie heute zu mir sprechen, Theuerste,“ rief Giulio. „O sagen Sie, was that ich, daß Sie mir Ihr göttliches Lä-

cheln, Ihre strahlenden Blicke entziehen? Ich sah Sie seit gestern nicht, und doch finden Sie heute für mich kein warmes, freundliches Wort?"

„Sie sahen mich seit gestern nicht," sagte die Fürstin mit einem grausamen Lächeln, „und doch war ich nur mit Ihnen beschäftigt! Kommen Sie denn, unsere Freunde erwarten uns!"

Giulio wollte ihr den Arm reichen, sie wies ihn stolz zurück und schritt, ihm voran, in den Speisesaal.

Hier fanden sie die Gäste versammelt, junge, vornehme Polen, die Giulio öfters schon bei der Fürstin gesehen und die ihn jetzt mit einer seltenen vertraulichen Freundlichkeit empfingen.

Doch sagte die Fürstin:

„Vielleicht ist Einer unter Ihnen, der meinen verehrten Gast, den berühmten Freiheitsdichter, Giulio, Grafen von Varèse, nicht kennt. Ich habe die Ehre, Ihnen denselben vorzustellen!"

„O, wer wollte den nicht kennen!" —

„Den berühmten Dichter!" —

„Den vornehmen Mann!" —

„Die Grafen Varèse sind eine der ältesten adligen Familien Italiens!" — riefen die Herren durch einander mit einem Lachen, das Giulio einen Augenblick stutzig machte. Doch fand er bald seine frü-

here Unbefangenheit und Sicherheit wieder, als man sich zu Tafel setzte und man ihm den Ehrenplatz am oberen Ende der Tafel anwies; als er sah, daß hinter seinem Stuhl zwei reich gallonirte Diener standen, während hinter den andern Stühlen immer nur einer stand, da klopfte sein Herz hoch in stolzer Freude, und er dachte:

„Sie will mich ehren vor der ganzen Welt! Sie überhäuft mich mit Aufmerksamkeiten und will ihre Neigung zu mir gar nicht mehr verhüllen!"

„O, vielleicht ist sie gewillt, heute noch unsere Verlobung bekannt zu machen. Deshalb auch stellte sie mich vor! — O, ich verstehe sie und sie soll mit mir zufrieden sein, denn ich werde meinem Grafentitel nicht widersprechen!"

„So nachdenklich und so ernst, theuerster Graf?" fragte der Fürst Sarjiensky, welcher ihm zunächst saß.

„Das unendliche Glück macht stumm!" sagte er und seine Augen suchten der Fürstin Augen; sie waren aber von ihm abgewandt.

„Also Sie sind glücklich?" fragte der Fürst wieder. „Ach, dann sind gewiß auch Ihre erwarteten Gelder eingetroffen von dem Verwalter Ihrer Güter am Comer-See?"

„Am Comer-See liegen Ihre Güter?“ fragte ein Anderer:

„Das muß ja herrlich sein!“

„Das ist es auch,“ sagte Giulio mit leuchtenden Augen. „Ja, herrlich ist das Schloß meiner Väter. Von Olivenbäumen umschattet, an einen Felsen sich lehnend, während die silbernen Wellen des Comer-See's die marmorne Treppe der vordern Façade bespülen, so steht es da, das alterthümliche Schloß mit seinen Erkern und Thürmen, mit dem in Stein gehauenen gräflich Varèse'schen Wappen am Frontispitz!“

„Nur ein gräfliches Wappen?“ sagte einer der Gäste;

„Wenn ich mich recht entsinne, führt die italienische Familie Varèse den Fürstentitel?“

„So ist es,“ sagte Giulio, die Augen niederschlagend, „wir führen eigentlich den Fürstentitel.“

Hier lachte die Fürstin hell auf, und Giulio, der sie befremdet anblickte, erschrak vor dem Ausdrucke der Verachtung und des Hasses, mit dem sie zu ihm hinsah! —

Er schwieg bestürzt und beschäftigte sich nur mit dem reichen und köstlichen Mahl und trank in langen

Zügen von den starken, seltenen Weinen, mit denen die Diener fort und fort seine Gläser neu füllten.

„Also," sagte Fürst Sarjiensky nach einer langen Pause:

„Sie sind eigentlich ein Fürst Varèse. Erlauben Sie mir denn, Sie in Ihrer neuen Würde hiermit zu begrüßen!"

„Se. Durchlaucht, der Fürst Varèse soll leben!" rief er aufstehend, und die Herren brachten lachend und jubelnd ihm ein dreimaliges Lebehoch.

Giulio war schon vom Wein zu aufgeregt, um den spöttischen Ausdruck auf allen Gesichtern zu bemerken, noch das verächtliche Lachen zu sehen, mit welchem man ihn anblickte.

„O, wie würden Ihre Ahnen sich freuen Durchlaucht, wenn sie ihren fürstlichen Sohn sehen könnten. „Sie haben doch Ahnen?" fragte Fürst Sarjiensky.

„Natürlich, ich habe in meinem Ahnensaal Bild an Bild gereihet, die ehrwürdigen Angesichter meiner Ahnen," sagte Giulio.

Alle lachten laut und Giulio fragte erstaunt:

„Mein Gott, worüber lacht man denn?"

„Beruhigen Sie sich, gewiß nicht über Sie!" sagte Fürst Sarjiensky.

„Aber da fällt mir eben eine merkwürdige Geschichte ein, die ich, wenn unsere gnädige Fürstin es erlaubt, Ihnen erzählen möchte.“

„Erzählen Sie, ich bin begierig,“ sagte die Fürstin Scrininska.

„Ein Freund schreibt mir aus Petersburg von einem seltsamen Betrüger, der längere Zeit hindurch dort Sensation erregte. Von ganz gemeinem, niederem Herkommen, war er frech genug, sich nach dem Geburtsort seines Vaters einen volltönenden adligen Namen anzueignen und durch denselben in mehreren Gesellschaften zu erscheinen, in denen es ihm gelungen war, Zutritt zu erlangen. Er gab vor, aus seinem fernen Vaterlande wegen seiner freisinnigen Ansichteu vertrieben worden zu sein, und deshalb als ein Märtyrer der Freiheit in der Fremde leben zu müssen.

Ein edles, für die Freiheit glühendes Frauenherz erbarmte sich sein und gewährte dem angeblich Verbannten Schutz und Beistand.

Indeß war der vornehme Herr arm und hatte viele Schulden. Was meinen Sie wohl, welch ein Mittel er ergriff, sich diesen Aengsten zu entziehen? — Können Sie es errathen, Durchlauchtigster Fürst von Varèse?“

„Nein, in der That nicht!“ sagte Giulio verwirrt.

„Ich will es Ihnen sagen,“ fuhr der Fürst fort, ihm einen durchbohrenden Blick zusendend:

Er kam wie ein Wahnsinniger, mit fliegenden Haaren, mit künstlicher Bläſſe auf seinen Wangen, zu seiner großmüthigen Beschützerin und erzählte ihr ein Märchen von Verfolgungen und Nachstellungen der Polizei, denen er soeben entronnen und flehte sie an um ihren Beistand, ihren Schutz. —

Die edle Dame indeß hatte den Betrüger schon durchschaut und beschlossen, ihn zu bestrafen; sie gab sich aber den Anschein, seinen Worten zu glauben, um ihn sicher zu machen.“

Hier blickte Giulio fragend zur Fürstin hin; sie begegnete seinem Auge mit einem boshaften, kalten Blick, und Giulio schreckte, wie von furchtbarer Gewißheit überwältigt, zusammen.

„Sie nahm ihn auf in ihr Haus und verbarg ihn; dann versammelte sie ihre Freunde und theilte ihnen ihren Verdacht mit.

Doch dieser Verdacht sollte sofort zur Gewißheit werden; denn einer ihrer Freunde zeigte ihr einen von der Polizei ausgestellten Verhaftsbefehl vor ge-

gen diesen Betrüger, den die Polizei wegen fälschlicher Annahme des Adels verfolgte."

„Und lieferte man ihn aus?" fragte die Fürstin. „Ließ die getäuschte, betrogene Dame sich an dieser gelinden Rache genügen?"

„Gewiß nicht, Fürstin. Sie ließ ihre Freunde eine Strafe bestimmen, und erst, nachdem der Betrüger diese Strafe empfangen hatte, übergab man ihn der Polizei."

„Und worin bestand diese Strafe?" fragte einer der Herren.

„Sie ließ ihm von ihren Dienern hundert Knutenhiebe geben."

Giulio zuckte zusammen, und wagte es nicht, die Augen zu erheben; er fühlte die Blicke Aller auf sich gerichtet.

„Warum erschrecken Sie, Durchlauchtigster Fürst?" fragte Fürst Sarjiensky mit einem grausamen Lachen.

Giulio fand nicht die Kraft zu antworten.

„Sind Sie nicht begierig auf den Namen dieses elenden Betrügers?" fragte wieder der Fürst. „Ich werde Ihnen denselben sogleich sagen, Fürst von Varèse. Aber lassen Sie uns zuvor Ihren Ahnen ein Lebehoch bringen!" —

„Nehmen Sie Ihre Gläser, meine Herren und stehen Sie auf!“

„Ich trinke auf das Wohl der Eltern dieses Herrn, auf das Wohl seines Vaters, welcher ein Maurergeselle war, auf das Wohl seiner Mutter, welche hier in Berlin lebt und sich vom Spinnen ernährt!“

Lautes Gelächter ertönte rings um die Tafel und jubelnd wiederholten Alle die Worte des Fürsten.

Giulio saß bleich, mit blauen Lippen und schlotternden Knieen auf seinem Sessel.

„Herr Fürst von Varèse,“ fragte der Fürst höhnisch, „Sie stoßen nicht an auf das Wohl Ihrer erlauchten Eltern, des Maurergesellen Heinrich Müller und der Spinnerin Caroline Müller? Nehmen Sie Ihr Glas und stoßen Sie an!“

Giulio griff zitternd nach seinem Glase und wollte aufstehen. Aber es fehlte ihm die Kraft und er sank fast leblos in seinen Sessel zurück.

„Wir wollen Sie stärken, mein Herr Carl Müller,“ rief der Fürst und winkte einem Diener.

Dieser reichte ihm auf silbernem Teller eine Knute dar.

„Mein Gott,“ schrie Giulio aufblickend, „Sie wollen doch nicht!?“ —

„Sie züchtigen, ja, das will ich! Aber nein,

Sie verdienen nicht diese Ehre, von meiner Hand Ihre Strafe zu empfangen. He, Jean, Franz, kommt her und belohnt diesen Herrn!"

Giulio sprang auf in entsetzlicher Angst. Er stürzte zu der Fürstin hin und vor ihr niederknieend und flehend seine Hände zu ihr erhebend, stammelte er:

„Beschützen Sie mich!"

Die Fürstin stand auf und wollte sich von ihm wenden. Er klammerte sich fest an ihr Kleid.

„Fürstin, nur dies nicht!" schrie er mit Thränen der Angst und des Entsetzens. „Ich habe Strafe verdient, es ist wahr. Nur dies nicht! Entehren Sie sich und mich nicht! Bedenken Sie, Fürstin, daß Sie mich mit Ihrer Gunst beehrten, daß ich Ihnen nahe stand! Um Ihrer eigenen Ehre willen, erlassen Sie mir diese entsetzliche Strafe!"

„Lassen Sie Ihre Hände von meinem Kleide!" befahl die Fürstin streng. „Mir graut vor Ihrer Berührung!"

Giulio gehorchte und flehete unter strömenden Thränen um Gnade und Mitleid.

Die Fürstin aber vermochte es nicht, diesen widerlichen Anblick länger zu ertragen; sie sagte leise zum Fürsten Sarjiensky:

„Beenden Sie diese Scene, mein Freund!"

Dann verließ sie den Saal. —

Der Fürst sagte:

„Nun wohlan, weil Sie denn so große Angst haben vor der Knute, so wollen wir Ihnen die hundert Schläge schenken unter der Bedingung, daß Sie knieend diese Knute küssen, und sich als einen Betrüger anklagen!"

„Ja, ja, so soll es sein!" riefen jubelnd und lachend die Herren.

„Wohlan," sagte der Fürst, „so knieen Sie nieder! Nehmen Sie die Knute und küssen Sie sie ehrfurchtsvoll."

„So!" —

„Jetzt sprechen Sie die Worte nach, die ich Ihnen vorsagen werde."

Und mit stotternder Zunge, zitternd und marmorbleich, sprach Giulio dem Fürsten nach:

„Ich, Carl Müller, eines Maurergesellen Sohn, bekenne, daß ich ein elender Betrüger bin, daß ich —"

Mehr vermochte er nicht, seine Augen schlossen sich und bewußtlos sank er zusammen.

Der Fürst stieß ihn verächtlich mit dem Fuße und sagte:

„Er ist in Ohnmacht gefallen wie eine Memme. Kommen Sie, meine Herren, die Fürstin erwartet

uns. — Schließt die Thüren," befahl er den Dienern, „und geht Alle hinaus, ich habe noch mit diesem Menschen da zu reden, wenn er wieder bei Verstande ist!"

Als Giulio aus schwerer Ohnmacht erwachte, stand Fürst Sarjiensky vor ihm.

Des Fürsten Rache war gesättigt, Giulio hatte seine Strafe erlitten und nun fühlte Sarjiensky fast Mitleid mit dieser zertretenen, gedemüthigten Menschenseele.

„Sie haben sich schwer vergangen," sagte er mit mildem Ton, „und schwer müssen Sie büßen. Sehen Sie hier auch, daß ich Sie nicht blos schrecken wollte. Hier ist der Verhaftsbefehl, wohl unterschrieben und gesiegelt. —

Eine Festungsstrafe von mehreren Jahren erwartet Sie, denn es wird leicht sein, Ihnen zu beweisen, daß Sie nicht blos aus Eitelkeit, sondern zu betrügerischen Zwecken sich den Adel angemaßt, und deshalb wird Ihre Strafe härter sein.

Ich könnte Sie also den Gerichten überliefern. Aber meine erlauchte Verlobte, die Fürstin Scrininska —"

Giulio zuckte hier zusammen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Der Fürst bemerkte es und fuhr in seiner Rede lächelnd fort:

„Meine erlauchte Verlobte wünscht nicht, daß ein Mann, der die Ehre hatte, in ihrer Gesellschaft gewesen zu sein, öffentlich vom Gericht als Betrüger gestempelt werde. Sie will nicht, daß ein Mann, der als Gast an ihrer Tafel saß, aus ihrem Hause wegen eines entehrenden Verbrechens in das Gefängniß geführt werde. Auch haben wir Mitleid mit Ihrer Jugend, Ihrer Eitelkeit, Mitleid mit Ihrer wirklich poetischen Begabung. Deshalb bieten wir Ihnen zwei Auswege an, um der öffentlichen Schande zu entgehen.“ —

„Hier,“ sagte der Fürst, ein Pistol aus seinem Busen ziehend und es vor Giulio hinlegend: „hier diese Waffe ist geladen. Ihre Ehre ist zertreten. Einem Manne von Ehre bleibt da nichts übrig als der Tod. Denken Sie aber in diesem Punkte nicht so schwierig, so sind hier jene dreihundert Louisd'or, um die wir jüngst mit einander spielten, die Fürstin hat denselben ein bedeutendes Geschenk hinzugefügt. Begeben Sie sich durch diese geheime Thür hier, die ich Ihnen öffnen werde, auf die verdeckte Treppe. Am Ende derselben führt eine Thür auf den Hof.

Vor derselben hält eine Reisekalesche, die Sie bis nach Hamburg bringen soll." —

„Wählen Sie also, ich lasse Sie allein!"

Der Fürst drückte an einem, in der Wand befindlichen Bilde. Dasselbe sprang beim Drucke zurück und die ersten Stufen einer Treppe wurden sichtbar.

„Hier die Treppe, dort das Pistol!" sagte der Fürst lakonisch und verließ das Gemach.

Giulio war allein. —

Mit wahnsinnigen irren Blicken schaute er im Zimmer umher.

Er war wie betäubt, keines Gedankens, keiner Ueberlegung fähig. —

Jetzt griff er mechanisch nach der Waffe, aber als er sie berührte, zuckte seine Hand zurück. —

Er setzte sich wieder nieder, blickte vor sich hin und weinte bitterlich.

„Wie meinen Sie, was wird er wählen?" fragte die Fürstin Scrininska, als Fürst Sarjiensky von Giulio zurückkehrte.

„Wird er den Tod oder das Leben erwählen, Fürst?"

„Das Leben!" sagte dieser lächelnd.

„Ich behaupte, nein!" rief die stark aufgeregte Fürstin. „Wenn noch ein Funke von Ehre in ihm

wohnt," fuhr sie fort, „dann kann er diesen Tag nicht überleben!"

„Er hat keinen Muth zu sterben!" sagte der Fürst; dann fuhr er fort:

„Aber lassen Sie uns lauschen. Wir werden entweder das Knallen eines Pistols, oder das Rollen eines Wagens hören!"

Sie horchten lange vergeblich, kein Ton unterbrach die Stille. Jetzt aber hörte man Pferdegetrappel und das rasche Davonrollen eines Wagens.

„Er hat das Leben gewählt," sagte der Fürst mit einem verächtlichen Lächeln.

Die Fürstin rief mit Zornesgluth auf ihrem stolzen Angesicht:

„O, einem solchen elenden Menschen konnte ich vertrauen!"

„Edle Menschen sind leicht zu täuschen," sagte der Fürst, „denn sie glauben auch bei Anderen an edle Gesinnungen und mißtrauen selten.

Aber vergessen wir dies! Ich habe nur Grund, diesem Abenteurer zu danken; denn er half mir, Sie erobern."

„Erobern Sie so, wie mich, unser armes geknechtetes Vaterland!" rief die Fürstin mit blitzen-

den Augen, „erobern Sie dies, und ich habe auf Erden nichts mehr zu wünschen!“

Sie reichte dem Fürsten die Hand, und er zog die schöne Braut an sein Herz. — — — — —

11.

Der Tod.

Gehen wir zum Anfang dieser Erzählung zurück.

Vor dem Hause des alten Vater Müller war heute ein buntes Gewimmel und Gedränge, vorzüglich der kleinen Dorfjugend.

Die Hausthür war weit geöffnet, vor dem Hause aber stand eine schwarze Todtenbahre mit dem dazu gehörenden Bahrtuche, in welches mit großen goldgelben Buchstaben die Worte gestickt waren:

Hailbach.

15. Juni 1632.

Im Flur stand ein einfacher schwarzer Sarg und in dieser engen Behausung lag der alte Vater Müller, welcher nunmehr von der mühevollen Lebenspilgerbahn ausruhte und eingegangen war zum ewigen Frieden.

Auf seinem kalten, blassen Angesicht war noch der Stempel frommer Gottergebenheit und engelgleicher Milde unverwischt, Eigenschaften, die ihn durch sein ganzes Leben getreulich begleitet hatten.

In der Stube hörte man ein leises Schluchzen und Weinen, und dazwischen Trostesworte der versammelten Freunde und Nachbarn des Verstorbenen, welche gekommen waren, ihm „die letzte Ehre" zu erweisen und ihn zu seiner kühlen Ruhestätte zu begleiten.

Jetzt kamen die Träger und schlugen den Sargdeckel zu und setzten den Sarg auf die Bahre.

Der Schulmeister trat mit seinen Schulbuben vor und stimmte einen passenden Choral an.

Die Muhmen und Basen traten aus dem Trauerhause und gingen weinend voraus zum Grabe, das sie liebevoll mit Blumen geschmückt hatten.

Jetzt ordnete sich der Leichenzug und setzte sich nach dem Kirchhofe zu in Bewegung.

Der einzige Leidtragende, Carl, der Adoptivsohn des alten Vater Müller, ging gesenkten Hauptes und thränenfeuchten Blickes, zwischen dem Prediger und dem Dorfschulzen, dicht hinter dem Sarge einher, gefolgt von Freunden und Nachbarn des Verstorbenen in langem Zuge.

Als nun der alte Vater Müller nach einer rührenden Grabrede still hinabgesenkt wurde in's enge Kämmerlein und da neben seiner lieben Martha, die ihm schon seit einigen Jahren vorausgegangen war, den ewigen Schlaf schlief; als nun die ersten Erdschollen dumpfdröhnend auf den Sarg fielen, da blieb kein Auge thränenleer und jeder betete für des Verstorbenen Seele ein andächtiges Vaterunser.

Carl, der Hinterbliebene, saß allein in der nun einsamen Stube und dachte düsteren Sinnes daran, daß er nun zum zweitenmale Waise geworden, daß er zum zweitenmale nun allein stehe in der großen weiten Welt.

Vater Müller war ihm mehr als Vater, er war ihm Freund, Rathgeber und Lehrer gewesen, und er vermißte den guten Alten mit einem schmerzlichen Gefühl.

Er war nun über acht Jahre in diesem Hause gewesen und er hatte darin nur Liebes und Gutes erfahren.

Er war als Bettelbube auf offener Landstraße, dem Tode nahe, aufgefunden und vom Verstorbenen als Sohn erzogen worden.

Nach der Confirmation hatte Vater Müller ihm

sein Handwerk gelehrt, und er war jetzt, obschon erst siebenzehn Jahre alt, in seiner Profession ein tüchtiger, vollkommener Geselle.

Für sein künftiges Wohl war daher vollkommen gesorgt, um so mehr, als er einziger Erbe seines Pflegevaters war, da auch der alte Vater Müller nach dem Tode seiner treuen Martha ganz allein in der Welt gestanden hatte.

In Betreff der Erbschaft war ihm vom Pflegevater noch bei dessen Lebzeiten der reiche Dorfschulze zum Vormund bestellt, der seinem alten Freunde geschworen hatte, Vaterstelle bei dem jungen Manne vertreten zu wollen.

Carl war nicht undankbar gegen alle diese ihm erzeigten Wohlthaten, ja gewiß, Niemand erkannte dieselben wohl mit dankerfüllterem Herzen an, als eben Carl.

Wenn er nun aber bedachte, wie er in diesem kleinen, elenden Dörfchen sein ganzes Leben in stiller, abgeschlossener Einsamkeit verbringen sollte, da wurde ihm, ach, wieder so weh, so eng um's Herz, daß es schier zerspringen wollte. Er fühlte einen mächtigen, inneren Drang in sich, die lästigen Fesseln der unfreiwilligen Gefangenschaft abzustreifen, allein ihm

fehlte für jetzt die nöthige Kraft und Energie zur Ausführung dieses Gedankens.

Es war schon lange Mitternacht vorüber und Carl saß noch immer vor sich hinbrütend im mond-erhellten Stübchen, bis die anbrechende Dämmerung des Sommermorgens ihn ermahnte, eine kurze Ruhe zu suchen.

Er warf sich, angekleidet, wie er war, auf sein Lager und entschlief.

12.

Die Wanderschaft.

Ein Jahr war seit dem Dahinscheiden des Vater Müller im Zeitenrade abgelaufen.

Der Maimonat hatte alle Bäume mit Blüthen geschmückt und die Lerchen sangen in den lichten sonnigen Himmelshöhen.

Die alten Pappeln auf dem stillen Gottesacker zu Hailbach säuselten im sanften Morgenwinde und der Thau auf den grasbedeckten Grabhügeln glitzerte wie tausend Diamanten dem einsamen Besucher des Friedhofes entgegen. —

Dort an jenem Grabe, dessen einfaches schwarzes Kreuz den Namen des alten Vater Müllers trug kniete ein Jüngling und betete still und inbrünstig zum Vater über den Sternen.

Dieser Jüngling war Carl.

Er war gekommen, um von den theueren Gräbern seiner Pflegeältern auf lange Zeit Abschied zu nehmen.

Es litt ihn nicht mehr in der einsamen Klause, er mußte hinaus in's Freie, in die weite Welt, und sein Herz schwoll höher, wenn er sich die Schönheiten dieser ungekannten Welt mit den hellen, glänzenden Farben der Jugend ausmalte. Ach, wie so Mancher hat die Welt so ganz anders gefunden, als er sie mit erfahrenem Blick überschaute, für wie Manchen ist die glänzende, liebliche Außenseite schnell, ach zu schnell zusammen gesunken; wie Mancher ist in dieser Beziehung gräßlich getäuscht worden. —

Carl wollte wandern und reich an Erfahrungen und Kenntnissen nach einigen Jahren wiederkehren in sein heimathliches, stilles Dörfchen, er wollte wiederkehren in das stille, friedliche Hailbach und hier seinen eigenen häuslichen Heerd gründen; er wollte sein Leben hier beschließen an der Seite der blauäugigen Johanna, der Tochter des reichen Dorfschulzen, die ihm gesagt hatte, daß sie ihm herzlich gut sei; vorher indeß wollte er wandern.

Das zur Wanderschaft Nöthige war besorgt.

Das Wanderbuch guckte aus der Brusttasche des

grauen Wanderkittels hervor und der Reiseranzen hing ihm vollgewichtig über die Schultern.

Zudem war durch Vermittlung des Vormundes sein kleines Häuschen an rechtliche Leute vermiethet worden. —

Heute war nun also der Tag, an welchem er der Heimath Lebewohl sagen sollte. — Obgleich alleinstehend in der Welt, kam ihm doch ein eigenes, wehmüthiges Gefühl über, als er von den Gräbern seiner Pflegeältern, von dem Häuschen mit dem kleinen Gärtchen vor der Thür, von der uralten Linde auf dem Dorfplatze, schied und schnellen Schrittes eilte er, als wollte er dem beengenden Gefühle entfliehen, die breite Dorfstraße entlang dem Freien zu, nachdem er nach der Giebelstube des Schulzenhauses noch einen Abschiedsblick hinaufgeworfen, wo hinter der kleinen Zitz-Gardine zwei blaue Mädchenaugen dem scheidenden Jünglinge sehnsüchtig nachblickten.

Als nur noch der spitzige kleine Dorfkirchthurm, den er so oft mit einem Zuckerhute verglichen hatte, über die Umbuschung der Heimath hervorsah, und sein in der Sonne blinkender Stern ihm einen letzten Abschiedsgruß zurief, da stand Carl einen Augenblick still und eine helle Wehmuthsthräne perlte in seinem Auge.

Bald aber hatte er sich ermannt und schritt zwischen den grünenden Kornfeldern und unter dem Gesange der Lerchen dem nächsten Orte zu, wo er in der Dorfschenke mehrere junge Bekannte antraf, die ihm zu seiner Wanderschaft aufrichtig Glück wünschten. Er war hier im Dorfe nicht unbekannt, denn er hatte vor der Schenke manch' liebes Mal das Rädchen lustig schnurren lassen, um den Insassen die Schneidewerkzeuge hübsch scharf zu erhalten.

Deshalb ließen es sich die Bursche nicht nehmen, den „Carl" mit einem frugalen Abschiedsschmause zu regaliren, wobei der junge Wanderer seine Traurigkeit ganz verlor und fröhlich in die Welt hineinblickte.

Zunächst wurde er unter Absingen fröhlicher Wanderlieder von den Jugendfreunden wieder auf den Weg gebracht und wohl eine halbe Stunde weit begleitet.

Da erfolgte denn nun ein zweiter schmerzlicher Abschied; von jetzt an hatte er keine Bekannten mehr auf seinem Wege zu suchen.

Still und in sich gekehrt, verfolgte er seinen Weg, nicht achtend mehr auf das Gezwitscher der Vögel, die sich munter in dem blauen Aether herumtummelten.

Carl war traurig.

Von Zeit zu Zeit begegnete er geputzten Landleuten, die nach der nächsten Stadt zu Markte gingen oder fuhren. Auch kam er an Zügen von Kühen und Ochsen vorbei, die alle zum Verkauf auf den Jahrmarkt gebracht wurden.

Unwillkührlich folgte er dem allgemeinen Zuge und erblickte endlich nach einem beschwerlichen Tagemarsche die Thurmspitzen der Stadt, die herrlich in der vergoldenden Abendsonne funkelten.

Gerade, als das Tagesgestirn in seiner ganzen Pracht am Firmamente untersank, schritt Carl müden Fußes durch das alterthümliche Thor der ziemlich volkreichen Provinzial-Statt der Professions-Herberge zu.

13.

Die Lebens-Rettung.

Auf dem Jahrmarkte in der Stadt ging es recht lustig her.

Da waren Buden mit allerlei Waaren, Spiegel und Bürsten, Kleider und Hüte, Spielzeug und Hausgeräth, Alles in bunter Reihe.

Hier priesen Verkäufer ihre Waaren mit lauter Stimme, dort wieder an dem großen Eckhause hatte ein Invalide Posto gefaßt und posaunte unter obligater Leierkasten-Begleitung vor einem zahlreichen Gassenjungen-Publikum grausige Mord- und Räubergeschichten aus.

Dazwischen tönte aus den Häusern rings herum lustige Tanzmusik lockend herüber und zog Schaaren von jungen Burschen und Mädchen an sich.

Sogar ein Kasperle-Theater war etablirt und von einer schaulustigen Menge umlagert.

Carl besah sich alle diese noch nie gesehenen Herrlichkeiten und sie ergötzten seinen unschuldigen Sinn auf eine wahrhaft kindliche Weise, war er doch noch nie auf einem Jahrmarkte gewesen.

Mit ziemlich strammem Geldbeutel verfügte er sich in ein Tanzlokal und walzte hier mit einer stämmigen Bauerndirne, die viel Gefallen an dem jungen schmucken Burschen fand und ihn gar nicht wieder von sich ließ.

Carl war ein gutmüthiger Kauz und machte auf Zureden der Dirne noch mehrere Tänze mit ihr; als sie in Folge dessen etwas warm wurde, ließ er ihr eine Erfrischung reichen und fand sie sehr dankbar hierfür.

Dies verdroß wahrscheinlich einige andere Bursche, die gleichfalls mit dem Mädel tanzen wollten, und denen sie es kurz abschlug. Sie schienen aus einem Dorfe zu sein, und rotteten sich nunmehr zusammen, um sich an „dem naseweisen Grünschnabel" zu rächen, wie sie Carl unter sich titulirten.

Dieser merkte aber den Unrath nicht und tanzte mit seiner Schönen flott weiter, als er, ehe er es sich versah, mit ihr auf der Erde lag und ein Paar

andere Paare gleichfalls über die Liegenden stolperten und dahinfielen.

Ein lautes Gelächter erschallte durch den Tanzsaal, vorzüglich machte sich hierbei die Verschworenen-Gruppe bemerkbar, die in schlechten Witzeleien sich erging und immer von Neuem die Lachlust der Anwesenden erregte.

Man hatte Carl ein Bein gestellt.

Dies wußte Carl und war nicht feige.

Er hatte sich den Kerl gemerkt, der jetzt mitten in der Gruppe stand und einer Derjenigen war, welche am lautesten über den Vorfall scandalirten.

Ohne sich zu besinnen, stand Carl auf, ging auf ihn zu und versetzte ihm mit den Worten:

„So Schurke, hier hast Du Deinen Lohn!" eine schallende Ohrfeige.

Ein allgemeines Gelächter erfolgte nun von der andern Seite des Zimmers, während man zugleich das entschlossene Benehmen des jungen Burschen gebührend lobte.

Die anwesende Gesellschaft spaltete sich in zwei Partheien und es erfolgte nun eine großartige Schlägerei, wobei indeß doch zuletzt Carls Parthei unterlag.

Zwei der Verschworenen hatten sich über den jun-

gen Müller aus Hailbach hergemacht und paukten nun auf eine grandiose Art auf dessen Rücken herum, dabei die Worte ausstoßend:

„So, mein Bürschchen, wir werden Dir lehren, ehrsame Mädchen zu verführen, so, an diesem Denkzettel wirst Du wohl für einige Zeit genug haben!“

Der Wirth hatte inzwischen die Polizei geholt und diese nahm nun die Hauptacteurs bei dieser Schlägerei in gebührenden Empfang.

Der unschuldige Carl war so zerpaukt, daß er kein Glied bewegen konnte und dennoch mußte er mit auf das Rathhaus, wo vom Herrn Bürgermeister ein langes Protokoll aufgenommen und viele Zeugen verhört wurden.

Endlich wurde Carls Unschuld constatirt und er konnte gehen, mußte aber zuvor noch einen kleinen Verweis hinnehmen und den Rath, für künftig sich von solchen Schlägereien fern zu halten, wenn er nicht eingeworfen werden wolle.

Kreuzlahm langte Carl von diesem ersten handgreiflichen Abenteuer in seiner Herberge an und verzehrte zerknirscht sein frugales Mittagsmahl, worauf er sich auf der Bank ausstreckte und in einem sanften Schlummer seine Schmerzen verschlief.

Als er erwachte, fand er sich so ziemlich kurirt

und nahm sich vor, damit die Glieder wieder ihre frühere Gelenksamkeit erhielten, am Nachmittage vor dem Thore ein wenig spazieren zu gehen.

Mit einem viel prosaischeren Gesicht wandelte er Nachmittags die lange Budenreihe entlang dem Freien zu.

Er promenirte wohlgemuth auf dem Flußdamm der Stadt und bewunderte das bunte Gewimmel der vornehmen Herrschaften, die in der Nachmittagsstunde die schöne mit Pappeln bepflanzte Promenade zum Ergehen benutzten.

Carl hatte sich eben auf einer an der Wegseite angebrachten Ruhebank niedergelassen und ließ die „vornehme Welt" an sich vorbeidefiliren, als er durch ein Gerassel in seinem Rücken aufgeschreckt wurde.

Hinter ihm ging längs dem Damme eine chaussirte Straße, und auf dieser ließ sich jetzt mit einemmale ein fürchterliches Gepolter, begleitet vom Hilferuf weiblicher Personen vernehmen, was alle Spaziergänger zum Stillstehen bewog.

Man sollte über den Grund des fürchterlichen Gepolters nicht lange in Ungewißheit bleiben.

Durchgehende Pferde jagten mit einer Chaise daher.

In dieser Chaise saßen zwei Damen und ein ältlicher Herr.

Die Pferde bäumten, bogen links und galoppirten über den Damm, die schräge Dammterasse hinab dem Strome zu.

Eine allgemeine Flucht entstand; jeder der parfümirten Spaziergänger suchte so schnell wie möglich seine Dame in Sicherheit zu bringen.

In einem Augenblick war Carl allein auf dem Platze.

Kaum waren die scheuen Pferde den Abhang hinunter, als auch schon Carl den vordringenden Thieren in die Zügel fiel. Dies bewerkstelligte er, indem er mit einem Satze vom Dammufer in den Strom sprang.

Die Pferde blieben, ob seines kühnen Benehmens stutzig gemacht, zwar einen Augenblick stehen, drangen indeß bald von Neuem vorwärts, ihn mit sich fortreißend.

Carl war der Bewegung nicht gewachsen, er fiel und die Pferde setzten über seinen Körper ihren Galopp fort.

Obgleich ziemlich schwer am Kopfe verwundet und am linken Arme beschädigt, gelang es Carl doch, im

Wasser wieder auf die Beine zu kommen und den durchgehenden Pferden nacheilen zu können.

Auf der Stelle, wo sich dieser Vorfall zutrug, war das Wasser zwar nicht sehr tief, indessen ward das Bett von Schritt zu Schritt unebner und waren die Personen in der Chaise daher der größten Gefahr ausgesetzt.

Seiner Schmerzen nicht achtend, sprang Carl nach und brachte die Pferde glücklich zur Ruhe, freilich mit dem Opfer einer starken Quetschung des Knies.

Diese ganze Handlung war das Werk weniger Secunden, und Carl glaubte die Herrschaft schon gerettet, als das eine der Vorderräder in ein Loch gerieth und die Chaise nach vorne umschlug.

Sofort beschäftigte sich der junge Mann mit der Rettung der Damen, die zum Glück mit nur leichten Contusionen davon gekommen waren.

In dieser Bemühung unterstützte ihn der Herr, welcher im entscheidenden Augenblicke aus dem Wagen gesprungen war.

Nicht ohne große Anstrengung gelang es, den allerdings nur sehr leichten Wagen wieder emporzurichten und vermittelst der Pferde an das Ufer zu bringen.

Auf dem Damme hatte sich eine sehr zahlreiche Menschenmenge versammelt und sah diesem leidigen Schauspiel zu, ohne eine Hand zu der gewiß sehr dringenden Hülfe auszustrecken.

Auf der Chaussee stand gleichfalls ein Menschenknäuel um den geräderten Kutscher und betrachtete die Zuckungen des Körpers mit der größten Neugierde. Von allen Seiten ertönten Mitleidsrufe, aber Keiner dachte daran, den Verunglückten in eines der die Chaussee begrenzenden Häuser zu tragen und ihm dort die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, bis ein Arzt sich des Armen annahm.

Trotz aller angewendeten Mittel verschied der Bedauernswerthe bald unter den fürchterlichsten Qualen.

Kaum war die Chaise mit den Damen unter Carls Leitung am Ufer wieder angelangt und somit in Sicherheit, als den Letzteren auch die Kräfte verließen und er in Folge des starken Blutverlustes ohnmächtig zusammensank.

Sogleich hob ihn der Herr sanft zu den Damen in den Wagen und fuhr dann selbst in sein Hôtel.

Hier wurden die drei Verletzten der Behandlung eines der geschicktesten Aerzte der Stadt übergeben.

14.

Die Verwandlung.

Wir überspringen nunmehr einen Zeitraum von nahe an vier Wochen und versetzen uns abermals auf die Dammpromenade der erwähnten Stadt.

Dort erblicken wir unter anderen Spaziergängern einen feingekleideten Herrn mit einem etwas blassen und leidenden Gesicht, der in Begleitung zweier Damen so eben den Rückweg nach der Stadt einschlägt.

Die beiden Damen waren von ziemlich ungleichem Alter.

Während die eine kaum zur Jungfrau heranzublühen begann, mußte sich die andere schon mindestens in der Mitte der dreißiger Jahre befinden.

Trotzdem war die Letztere im wahren Sinne des Wortes eine noch schöne Frau.

Die Unterhaltung stockte.

Endlich ward dieselbe von der jüngeren Dame mit dem lebhaften Ausruf wieder aufgenommen:

„A mon dieu, Monsieur Charles, was dort bewegt sich?“

Sie deutete mit dem kleinen Rosenfinger nach der entgegengesetzten Seite der Damm-Chaussee, wo in einer verhüllenden Staubwolke blinkende Spitzen in der Sonne sichtbar wurden.

„Das ist das einrückende Militär, Mademoiselle Amélie!“ entgegnete der Angeredete.

Man war der Strombrücke ziemlich nahe gekommen, über welche das Militär in die Stadt ziehen mußte, und blieb deshalb stehen, um das Schauspiel des Defilirens der Truppen mit anzusehen, als das junge Fräulein lebhaft ausrief:

„Ah, monsieur le papa!“

„In der That,“ bemerkte der junge Mann, „der Herr Graf von Bodincourt!“

Der Bezeichnete sprang vom Pferde; er hatte dem Exercitium der Truppen beigewohnt und näherte sich den Damen, die ihn mit lebhaften Acclamationen empfingen.

Man schlug den Weg nach der Stadt ein und trat bald in eines der ersten Hôtels der Stadt.

Der Leser wird errathen haben, daß der junge

Herr Niemand anders war, als der Wanderbursche Carl Müller, welcher das Glück gehabt hatte, eine vornehme Familie aus drohender Todesgefahr zu erretten.

Der gerettete Herr war der französische Obrist, Graf von Bodincourt mit Gemahlin und Tochter, welche aus dem Bade Marienbad nach Frankreich zurückzukehren im Begriffe standen.

Der Graf hatte von seinem Retter dessen ganze Lebensgeschichte erfahren und in edler Dankbarkeit beschlossen, dem jungen Manne eine Stellung in der Welt zu verschaffen, die seinem offenen Kopfe entsprechend wäre.

Demgemäß erhielt Carl, welcher von jetzt ab den Namen Charles führte, schon seit mehreren Tagen von dem Hauslehrer Herrn Fabert, seinen Kenntnissen entsprechende Unterrichtsstunden.

Herr Fabert war entzückt von der schnellen Auffassungsgabe des „jungen Herrn," wie er vom dienenden Personal genannt wurde.

Da nun auch die Damen sich von dem Unfalle wieder vollständig erholt hatten, eine Aufschiebung der Weiterreise daher von keinem Nutzen war, so setzte man dieselbe nach einigen Tagen mit heiterem Sinne nach Frankreich zu fort.

Des Scheerenschleifers Carl Müller Wanderschaft war hiermit beendet. —

Von Frankfurt am Main aus ward die Eisenbahn zur Fahrt nach Paris benutzt.

Ohne großen Zeitverlust gelangte die gräfliche Familie über Mainz, Metz, Verdun und Chalons in Frankreichs Hauptstadt an und bezog sofort das in der Straße d'Antin belegene prachtvolle Palais des Grafen.

15.

Die Liebeserklärung.

Der Graf Etienne Napoleon von Bodinçourt, Marquis von Chateau vidal, war reich, sehr reich. —

Er nahm deshalb auch eine seinem Range und seinem Reichthum entsprechende Stellung ein.

Der Graf war ein glühender Anhänger des Kaisers gewesen, hatte als Obrist in der Schlacht bei Waterloo gefochten und sich seit der ersten Restauration von der politischen Welt ganz zurückgezogen.

Der Graf besaß nur zwei Kinder, einen Sohn Alfred, welcher in einem algierischen Chevaulégers-Regimente als Lieutenant diente, und eine Tochter, eben die blondköpfige vierzehnjährige Amélie, einen wahren kleinen Engel ihres Geschlechts, sowohl an

Schönheit, wie an Herzensgüte und deshalb auch der Abgott ihrer Eltern.

Einem auch nur oberflächlichen Beobachter des gräflichen Familien-Lebens mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß die Ehe des Grafen eine wirklich glückliche sei und daß dieselbe daher aus gegenseitiger Herzensneigung hervorgegangen sein müsse.

Dem war auch in der That so.

Auf einer Reise durch die Provençe kehrte der Graf spät Abends in einem einsam gelegenen Bauerhofe ein, um dort zu übernachten.

Hier erblickte er die junge liebliche Wirthstochter und verliebte sich sofort sterblich in sie.

Er war zur damaligen Zeit noch nicht einundzwanzig Jahre alt.

Der Graf beschließt längere Zeit in dieser ihm reizend erscheinenden Gegend zu verweilen.

Etienne wollte nur mit der schönen Louison eine Liebschaft auf die bekannte und beliebte Pariser Manier anknüpfen und sie auch auf dieselbe Weise nach einiger Zeit beschließen.

Er sprach fleißig im Bauerhofe ein und war ein stets gern gesehener Gast, obgleich man seinen wahren Stand und Namen durchaus nicht kannte.

Diesen Umstand hatte er dem alten Jean An-

ton Béaudreu wohlweislich geheim gehalten, weil dieser Stand dem jungen Herrn einen Strich durch die Rechnung machen konnte.

Er hatte sich deshalb für einen Maler ausgegeben, der im Begriffe stehe, die umliegende reizende Landschaft zu scizziren und in sein Album einzutragen.

Der Graf zeichnete nicht übel und es gelang ihm, des Alten volle Gunst zu erwerben, als er ihm den Abriß seines Gehöftes in der malerischesten Lage vorlegte.

In diesem Incognito hatte er sich der reizenden Louison genähert und begann, sie mit seinen Liebesbetheuerungen und Liebesschwüren zu überschütten.

Aber, ganz unerwartet, das junge Mädchen — widerstand.

Dies hatte seine Eigenliebe und die Jugendeitelkeit durchaus nicht vorhergesehen. Seine schwächste Seite war daher auf das Empfindlichste getroffen.

Wider Willen verwandelte sich die glühende sinnliche Neigung in eine Art Hochachtung und diese Hochachtung ging unwillkührlich in eine wahre Liebe über. —

Er modelte hiernach sein Benehmen gegen das junge Mädchen und fand seine Bemühungen bald gekrönt.

Louison gestand ihm ihre Neigung.

Dies besiegte den Grafen und er beschloß, hier sein Glück nicht weiter dem Zufall Preis zu geben.

Er dachte zu aufgeklärt, als daß es ihn im Geringsten hätte geniren sollen, mit einer einfachen Bauerntochter die Ehe einzugehen.

Verwandte besaß er nicht, die sich gegen diese Mésalliance hätten auflehnen können.

Vater, Mutter, Bruder, Schwester, alle waren durch das Henkerbeil der rothen Republik gefallen. Nur ihn hatte das Schicksal auf eine wunderbare Weise vor einem gleichen Tode bewahrt.

Er stand deshalb gänzlich unabhängig da.

Nachdem er sonach mit sich im Reinen war, entdeckte er dem alten Jean Béaudreu seinen wahren Stand und Namen und bat um die Hand Louisons, die ihm der Alte auch nicht verweigern zu können glaubte, da er die Herzensneigung der beiden „jungen Leute" zu kennen vorgab.

Es wurde hierauf verabredet, daß Louison vor ihrer Verheirathung noch auf ein Jahr die beste Pensionsanstalt Frankreichs beziehen solle, damit ihre Bildung dem künftigen Stande entspreche.

Der Kaiser selbst hatte nach Verlauf eines Jahres der Trauungsfeierlichkeit als Zeuge beigewohnt,

was das Glück des jungen Ehemannes wo möglich noch erhöhte.

Das Ehepaar lebte nun schon gegen ein viertel Jahrhundert in der glücklichsten Ehe.

Die junge Bauerntochter Louison hatte ihrem Stande als Gräfin nur Ehre gemacht.

Doch, kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zum Gange unserer Erzählung zurück.

Charles war ein fleißiger Schüler des Hauslehrers Herrn Fabert.

Er hatte im Verlaufe von kaum einem halben Jahre seine liebliche Mitschülerin Amélie nicht nur vollkommen überholt, wie es bei seiner Wißbegierde nicht anders zu erwarten stand, sondern er war, nach der Aussage des Herrn Fabert, dessen Augapfel er war, auch bald reif zur Beziehung der Universität.

Charles sollte nämlich studiren und Herr Fabert hatte ihn hierzu vorbereitet, wie er den Sohn des Grafen von Bodincourt zur Universität vorbereitet hatte.

Charles sollte also studiren, und zwar die Rechtswissenschaft, was seinem glühenden Geiste zwar nicht recht zusagte, worein er sich aber, eingedenk der vielen Wohlthaten, welche er vom Grafen bis zur Stunde empfangen hatte, willig fügte.

Der vom Hauslehrer bestimmte Zeitpunkt war ganz nahe, und je näher der Tag heranrückte, an welchem er die Universität und mit ihr das „lateinische Viertel" beziehen sollte, je näher der Tag kam, wo er die gräfliche Familie verlassen mußte, desto trauriger ward er.

Er durfte dann nur die Sonn- und Festtage im Kreise der gräflichen Familie zubringen, und dies auch nur, wenn dieselbe gerade in Paris anwesend war.

Stimmte ihn dies vielleicht so traurig?

Die Antwort konnte Charles sich selbst nicht geben. Es dämmerte in ihm ein eigenthümliches, mächtiges, glühendes Gefühl, aber er hatte es bis jetzt noch nicht zur Tageshelle heraufbeschworen.

Dies Gefühl war der Keim der ersten Jugendliebe. —

Charles liebte Amélie, ohne es noch selbst zu ahnen. —

Er glaubte, nichts als eine geschwisterliche Zuneigung für den kleinen Blondkopf zu fühlen. —

Auch war Amélie so unschuldsvoll kindlich und vertraulich gegen ihn, daß er es als Sünde betrachtet haben würde, auch nur anderen Gedanken im Entferntesten Raum zu geben.

Und doch liebte er, der bis vor Kurzem noch ein

armer, deutscher wandernder Scheerenschleifer-Geselle war, das edle Fräulein Hortensie Amélie von Bodincourt, Vicomtesse von Chateau vidal, die Tochter eines Obristen der ehemaligen Kaiser-Armee.

Amélie war ja bald fünfzehn und Charles bald neunzehn Jahre alt.

Ist dies nicht der Zeitpunkt der ersten, reinen, göttlichen Liebe, die sich über alle Hindernisse hinwegsetzt? —

Die Zeit der Beziehung des „lateinischen Viertels" rückte immer näher und endlich war sie da.

Am Vorabend war Soirée beim Grafen und die Salons sehr stark besucht.

Charles hatte Amélie noch nie so jungfräulich liebenswürdig zu sehen geglaubt, wie gerade heute.

Warum stand ihr denn der Kranz natürlicher Blumen gerade heut so gut im lockigen Haar?

Warum war sie wohl heute so wundervoll schön und dabei so reizend schwermüthig?

Wer konnte Charles diese Fragen beantworten?

Er hatte sich, von seinen Gefühlen überwältigt, hinter eine Fenstervertiefung zurückgezogen und sah und hörte von dem bunten Treiben um sich her nichts.

Er wollte auch nichts sehen und hören.

So stand er eine lange Zeit, tief in Gedanken versunken und mit seinem Herzen beschäftigt, mit seinem laut pochenden und liebeglühenden Herzen.

Woran dachte er wohl? —

Aus diesem Sinnen ward er durch den Klang von Améliens glockenreiner Stimme aufgeweckt, welche in leisen, wehmuthzitternden Mollakkorden ein sanftes Adagio vortrug.

Wie Amélie so ihre Gefühle in dem weichen, melancholischen Gesange aussprach, ward es dem lauschenden Charles hell in der Seele; Amélie sang ihm den Schmerz aus seinem Herzen. Es begann in ihm zu tagen.

Ja, diese wehmüthig-melancholischen Töne hatten zu seinem Herzen gesprochen, sie hatten Saiten berührt, die bis jetzt unbewußt geschlummert hatten.

Die stille Glut der ersten Liebe loderte mit einem Male in helles Feuer auf.

So schnell er sich seiner Liebe bewußt ward, so schnell dachte er aber auch über die Folgen dieser unglückseligen Neigung nach und er nahm sich vor, dieselbe zu unterdrücken und Amélien zu fliehen.

Charles wollte seinem Wohlthäter nicht mit Undank lohnen. —

Demzufolge schritt er durch den Saal, nachdem er sich überzeugt, daß Amélie sich entfernt hatte. Durch ein Nebenzimmer suchte er sich auf eine Hintertreppe zu flüchten, um auf diese Weise ungesehen sein Zimmer zu erreichen. — Aber in eben diesem Nebenzimmer war — Amélie — und — allein.

Charles konnte nicht mehr zurück. —

Die, welche er so sehr liebte, die, welche er fliehen wollte, hatte sich auf einen Divan niedergelassen und schwermüthig das Haupt auf die kleine weiße Hand gestützt.

So saß sie da und eine Thräne perlte in ihrem Auge als Charles in das Gemach trat. —

„Warum bist Du so traurig, guter Charles?" fragte sie den Eintretenden, der bei ihrem Anblick die Farbe wechselte.

„Warum bist Du so traurig, guter Charles?"

„Ich bin traurig? liebe Amélie," fragte Charles mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Bin ich traurig, Amélie, siehst Du mir es an? Nun sieh, es scheint, als wärest Du auch nicht fröhlich!"

Er näherte sich mit diesen Worten leise dem Divan.

„Mir ist nicht recht wohl, Charles, doch lassen wir das! komm', setz' Dich zu mir, und laß uns ein Wenig plaudern. — Wir werden nicht lange mehr

das Vergnügen haben, dies thun zu können, nicht wahr, lieber Charles?"

Charles ließ sich neben der Geliebten nieder und ergriff statt aller Antwort ihre herunterhängende kleine Hand, die er leidenschaftlich drückte und mit glühenden Küssen bedeckte.

„Du hast recht, liebe Amélie!" rief er endlich. „Wir müssen uns jetzt trennen — morgen schon — doch nicht auf zu lange Zeit. Und dann kommen ja die Universitäts-Ferien, dann bleibe ich wieder bei Dir, dann gehen wir wieder spazieren, liebe Amélie, und dann — dann —"

Hier konnte er seiner Gefühle nicht länger Meister werden und helle Thränen tropften auf seine Wangen; dann fuhr er in abgebrochenen Sätzen fort:

„Dann — sieh Amélie — ich hab' Dich so lieb, so sehr lieb — lieber — als ein Bruder seine Schwester haben kann und darf — und — ich bin ja auch nicht — Dein Bruder — Amélie." —

„Wenn Du auch nicht mein Bruder bist, Charles," sagte Amélie mit, vor wonniger Wehmuth vibrirender Stimme; „wenn Du auch nicht mein Bruder bist, so hab' ich Dich doch so lieb wie meinen Bruder Alfred, ja, und ich will es Dir nur ge-

stehen, lieber Charles, ich habe Dich noch weit lieber, obgleich ich zweifle, daß dies recht von mir ist. Doch sieh, ich kann ja nicht dafür, und deshalb wird es mir auch der liebe Gott verzeihen, nicht wahr Charles?"

Die Versuchung war zu stark.

In stummem, lautlosen Entzücken schloß Charles statt aller Antwort die leise widerstrebende Geliebte an sein hochklopfendes Herz und bedeckte ihre Rosenwangen, den Alabasterhals und die Purpurlippen mit seinen glühenden, brennenden Küssen.

„Charles! Charles! was thust Du!" rief die Erglühende unter seinen Küssen. „Charles, laß mich, was würde der Vater denken, wenn er uns so sähe! Charles, ich bitte Dich, laß mich, horch! es kommen Schritte!"

„Sag' mir erst, Geliebte, daß Du mich immer lieben willst, schwöre mir dies erst, eh' laß ich Dich nicht!" rief Charles in höchster Wonne, immer von Neuem den süßen Nectar von ihren Rosenlippen saugend.

„Ja, Charles, ich schwöre es Dir, ich will Dich immer lieben, obgleich ich fühle, daß dies eine Sünde ist!" rief sie schamhaft erglühend.

Noch einen heißen Kuß drückte er auf die schwellenden Purpurlippen der Geliebten, die selig in seinen Armen lag. Dann ließ er die theure Beute los, welche wie ein gejagtes Reh aus dem verschwiegenen Zimmer verschwand.

Die Stimme der Vernunft war in Charles' Herzen übertäubt.

Verklärt trat er wieder in den Saal, wo sich so eben die Paare zum Tanz ordneten.

Seine Augen suchten die Entflohene, aber er konnte sie Anfangs nicht entdecken.

Endlich bemerkte er sie in einem Kreise ältlicher Damen, welche am Tanze keinen Theil nahmen.

Sie schien in eifriger Unterhaltung begriffen.

„Ob sie mir böse ist?" fragte er sich selbst.

„Doch nein, das kann nicht sein, hab' ich ihr doch nichts Leides zugefügt!" gab er sich auch selbst zur Antwort.

„Aber Dein Ungestüm?"

„Freilich hätte ich mich mehr mäßigen sollen," setzte er seine Selbstunterhaltung fort.

„Aber es war ja so süß, sie in meinen Armen zu halten und an mein Herz zu drücken. O, des seligen Augenblicks!"

Er stellte sich an eine der Säulen und sah tiefsinnig den tanzenden Paaren nach.

Der Tanz war beendet und die Herren führten die Damen zu den Plätzen.

Auch Amélie hatte sich von dem älteren Damenkreis getrennt und setzte sich jetzt zu einer Jugendfreundin, welche Letztere dem Standtpunkte Charles' gerade gegenüber saß.

Amélie sah ihn und ein seliges Lächeln flog über ihr lieblich erröthendes Antlitz.

„Sie zürnt mir nicht!" tönte es in Charles' Innern wieder, und schnell zu ihr eilend, bat er sie um den nächsten Tanz, der ihm auch bereitwillig zugesagt wurde.

Es war gerade die Zeit der Polkas und dieser Tanz sehr beliebt.

Auch jetzt ward er gespielt.

Die Solotour wurde von Charles und Amélie mit einer solchen Grazie und mit solchem Gefühl ausgeführt, daß alle Anwesenden dem jungen Herrn und dem gnädigen Fräulein laut Beifall klaschten.

Ein unerwarteter Triumph für die beiden Liebenden, die sich nur ihren Gefühlen hingegeben und dadurch dem Solo den eigenthümlich reizenden Ausdruck verliehen hatten.

Es war schon spät nach Mitternacht, als Charles endlich den Salon verließ, nachdem er vorher noch ein Abschiedsküßchen erhascht hatte. —

Am folgenden Tage wohnte er im „lateinischen Viertel.“ —

16.

Die Begegnung.

Um sich zu zerstreuen, da er für heute nichts zu thun hatte, ging Charles am Nachmittage ein wenig spazieren.

Um nach den Boulevards zu gelangen, mußte er einige kleine Gäßchen passiren.

Indem er an einem Estaminet vorüberkam, hörte er ein sehr lautes Gespräch und keifende Weiberstimmen dazwischen.

Dies würde ihm nicht weiter aufgefallen sein, wenn er nicht von Zeit zu Zeit einige deutsche derbe Kernflüche dazwischen donnern gehört hätte.

So unangenehm ihm nun auch solche gemeine Kneipenstreitigkeiten waren, so ward seine Aufmerksamkeit durch die deutschen Klänge doch mächtig angeregt.

Er trat deshalb in das Estaminet ein.

Hier fand eine fürchterliche Verwirrung statt.

Mit Schemelbeinen und Bierkrügen bewaffnet, war man bei Charles' Eintritt so eben im Begriff, einander auf den Leib zu rücken.

Anlaß zu diesem Streite hatte die Zeche gegeben, die trotz der Widerrede des scheltenden Wirthes und seiner keifenden Frau Gemahlin laut Behauptung aller Anwesenden bezahlt worden war.

Der Wirth verlangte die nochmalige Bezahlung. Hierzu fanden sich die Gäste nicht willig und so war der Streit entstanden, der so eben in Thätlichkeiten übergehen sollte.

In diesem Augenblick erschien Charles in der Thür.

Ohne auf die handgreiflichen Geberden der Anwesenden zu achten, suchte sein Auge im Zimmer diejenige Person, welche so eben deutsch gesprochen hatte.

Seine Forschung war bald beendet.

Mit den wüthigen Worten:

„Wart', Du Höllenhund von Wirth, ich werde Dich lehren, einen ehrlichen Deutschen des Betruges zu zeihen!" drang einer der An-

wesenden mit einer großen Bier-Bouteille auf den dickbäuchigen Wirth ein und war so eben Willens, mit derselben die Stärke des glatzköpfigen Schädels zu proben, als Charles dem Vordringenden mit den Worten in die Arme fiel:

„Halt, Wilhelm Richter, Du darfst Dich nicht an einen Wehrlosen vergreifen!“

Charles hatte in dem deutschen Wanderburschen einen Schulkameraden aus Hailbach wiedererkannt.

Der Angeredete stutzte; er sah dem Fremden einige Augenblicke scharf in's Gesicht, dann schloß er den jungen Mann mit dem freudigen Ausruf:

„Bist Du es wirklich, bist Du mein Schulkamerad Carl Müller aus Hailbach im Sächsischen? Ja Du bist es, meiner Treu!“ in seine ausgebreiteten Arme.

Eine rührende Erkennungs-Scene folgte. —

Um alle Streitigkeiten mit einem Male zu beseitigen, bezahlte Charles nochmals die Zeche und verließ dann mit seinem Landsmann das Estaminet, seine Wohnung aufsuchend, wohin der Letztere ihn begleitete.

Hier erzählte Charles dem ehrlichen Deutschen bei einem Paar Flaschen feurigen Rheinweins alle seine Abenteuer vom Auszuge aus Hailbach an bis

zum Zusammentreffen im Estaminet der **Rue de la Rochelle**, worüber der einfache Hailbacher sein verhohlenes Erstaunen ausdrückte.

Dem angehenden Studenten that es unendlich wohl, wieder ein Mal die liebe deutsche Sprache mit dem heimischen sächsischen Accent zu vernehmen und er bat Wilhelm nun, seinerseits auch dasjenige zu erzählen, was sich seit seiner Abwesenheit in dem Dörfchen Hailbach ereignet haben möchte.

„Ja siehst Du, lieber Bruder Carl," begann Wilhelm in seiner treuherzigen Weise, „siehst Du, Carl, seitdem ich nun weiß, daß Du ein großer Herr geworden bist, getraue ich mir gar nicht mehr, Dich zu dutzen, und ich möchte immer zu Dir Sie sagen, wenn ich Deine schönen feinen Kleider ansehe, die Dir so gut stehen. Nicht wahr Carl, Du bist nicht böse, wenn ich Dich auch jetzt und immer noch Bruder nenne?"

„Ich würde sehr böse auf Dich sein, wenn Du dies jemals unterlassen wolltest. Glaube mir, lieber Wilhelm, wenn sich auch mein Anzug geändert hat, so ist mein Character doch immer derselbe geblieben, also erzähle mir nur immer frisch weg vom lieben guten Hailbach, ich bin sehr neugierig."

Mit diesen Worten schenkte er die leeren Gläser wieder voll und Wilhelm begann:

„Du kennst doch den Sohn des alten Dorfschmidts Christoph, bei dem ich die Profession erlernte? na siehst Du, der hat sich verheirathet, der Hanne-Martin, kannst Du rathen mit wem?"

„In der That, ich wüßte kein Mädchen im Dorfe, die den häßlichen Peter wohl genommen haben möchte," versetzte Charles lächelnd.

„Ha ha ha, dacht ich's doch, daß Du es nicht errathen würdest. Ja ja, Du hast Recht, Carl, häßlich ist der Hanne-Martin, grundhäßlich und bucklig dazu und doch hat der Dummkopf eine Frau gekriegt und zwar eine recht hübsche!"

„Nun, wer ist denn die Auserwählte?" fragte Charles ein Wenig neugierig gemacht.

„Nun siehst Du, ich werd' es Dir gleich sagen, aber vorher muß ich Dir erst erzählen, wie das gekommen ist."

„Nur zu!" rief Charles ungeduldig.

„Nun siehst Du, der alte Christoph hat eine reiche Erbschaft gemacht. Ein reicher Onkel war gestorben und hatte ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen, da war nun der alte Christoph gleich angesehen in Hailbach und der dumme Hanne-Mar-

tin hielt sich für einen sehr hübschen Kerl, in den sich gleich jedes Mädchen verlieben müsse. Wir Bursche alle lachten über den einfältigen Narren, aber nach einem Vierteljahr da lachten wir nicht mehr, denn da hatte der bucklige Hanne-Martin das hübschste Mädchen des Dorfes zur Frau, denke Dir nur!"

„Aber wer ist es denn, so sag' es doch endlich," rief Charles neugierig.

„Ach, Du kennst sie ja recht gut, Carl, nun siehst Du, die blauäugige hübsche Johanna, die Tochter des reichen Schulzen hat sich den häßlichen Kerl genommen, denke nur, ich glaubte immer, Ihr würdet mal Beide ein Paar werden, denn es sah doch ganz so aus. Na, laß sie fahren, guter Junge, Du kriegst doch auch Eine, gräme Dich nicht!"

So wenig auch Charles die ganze Zeit über an die „blauäugige Johanna" gedacht hatte, so zuckte er bei der unvermutheten Nachricht von ihrer Verheirathung doch unwillkührlich zusammen, was den treuherzigen Wilhelm bewog, seinen Freund zu trösten.

Der Schmerz mußte nicht lange anhaltend sein, denn Charles lächelte bald wieder.

Er hätte es freilich lieber gesehen, wenn Jo-

hanna ihn nicht so schnell vergessen hätte, obgleich er gar keine Liebe mehr für das Mädchen fühlte.

Allein es verwundete seine jugendliche Eitelkeit.

— So sind die Männer. —

Wilhelm fuhr in seiner Erzählung fort:

„Auch der Dorfmagister Fröhlich hat geheirathet und zwar, denke Dir, meine eigene Schwester. Ja, da fällt mir hierbei ein, das Schulhaus ist vergangenen Herbst total abgebrannt und die Schule wird jetzt in Deinem Hause gehalten, was Dein Vormund an die Gemeine vermiethet hat. Du wirst ein hübsches Sümmchen vorfinden, wenn Du mal wieder nach Hailbach kommen solltest."

So erzählte Wilhelm noch lange fort, bis beide jungen Leute auf ihren Sitzen sanft eingenickt waren.

Auch die Flaschen hatten sich geleert.

Am andern Tage fand Wilhelm bei einem deutschen Schlossermeister Arbeit und sah den jungen Studenten nur sehr selten.

17.

Der Wein.

Monsieur Fabert besuchte Charles im lateinischen Viertel sehr oft. —

Monsieur Fabert war ein drolliges Original von einem ächten Hauslehrer. —

Er liebte seinen Zögling mit einer aufopfernden Freundschaft, denn es war ein Opfer, fast täglich den Weg von Chaussee d'Antin bis zum „lateinischen Viertel" zurückzulegen, wo Charles seine Studentenwohnung aufgeschlagen hatte.

Niemals kam er mit leeren Händen, er brachte jedesmal ein „Abenderheiterungsmittel" mit, das er der alten Haushälterin Brigitta abzuschwatzen gewußt hatte.

Diese regelmäßigen Mitgaben brachten aber unter

anderen einen sehr drolligen Auftritt zu Wege, der hier seine Stelle finden mag.

Diesem muß jedoch eine kleine Beschreibung von Herrn Faberts Persönlichkeit vorausgehen. —

Monsieur Fabert war von untersetzter Statur, mit blauen Augen und blondem Haar, sehr wohl proportionirten Händen und Füßen und mochte sich in der Mitte der vierziger Jahre befinden.

Er besaß eine sehr hohe Stirn und dies Zeichen der Weisheit ward noch mehr emporgehoben durch einen nach vornezu ausmündenden Kahlkopf, wie er bei Gelehrten und Künstlern nicht selten anzutreffen ist und der in Folge von vielem Denken entstehen soll.

Monsieur Fabert sah also sehr gelehrt aus.

Dabei trug er eine kleine Brille, denn er war ein Wenig kurzsichtig. Hatte er indeß keine augenanstrengende Arbeit vor, oder befand er sich in einer interessanten Unterhaltung begriffen, so schob er in der Regel die Brille von der Nase auf die Mitte der Stirn, was ihm ein höchst neckisches Aussehen verlieh.

Die Kleidung trug der Fünf- und vierzig-Jährige noch immer nach Studentenart. Der kurze, enge schwarze Sammetrock wollte indessen zu seinem Alter nicht mehr recht passen; er konnte sich von dieser

Tracht jedoch durchaus nicht trennen und deshalb behielt er dieselbe bei.

Am heutigen Tage trat er mit besonderer Behändigkeit in Charles' Zimmer, der so eben auf dem Kanapee lag und ruhig eine Pfeife schmauchte.

Der Grund dieser besonderen Behändigkeit des Monsieur Fabert ward bald sichtbar.

Aus den tiefen Taschen seines Ueberziehers langte er bedächtig zwei Flaschen hervor und stellte sie behutsam auf den Tisch.

Diese zwei Flaschen enthielten unzweifelhaft Wein, denn auf ihren Etiquetten konnte man deutlich die Worte lesen:

„Haute Sauterne."

Dies war ein herrlicher Fund für Herrn Fabert und er erzählte fröhlich:

„Sieh einmal, lieber Zögling, meine kleinen Abend-Erheiterer. Die alte Brigitta ist doch eine herrliche Alte, wie liebevoll sie für uns sorgt, findest Du dies nicht auch?"

„Ja wohl, mein würdiger Lehrer, und wir wollen ihr deshalb auch bei Entkorkung der Flaschen den Dank des Vaterlandes votiren."

„Ganz recht, aber höre nur, lieber Charles,

wie ich heute zu zwei Flaschen gekommen bin, denn eine war mir von der alten Brigitta nur zugedacht."

„So, nun erzählen Sie ihr Abenteuer, bester der Lehrer."

„Sieh, als ich heut Nachmittag über den Hof gehe, giebt mir die alte Brigitta einen Wink, daß um fünf Uhr im Verschlage etwas, nämlich eine Flasche Wein, für den jungen Herren stehen würde."

„Um fünf Uhr nähere ich mich dem Verschlage und finde im Sande einen dieser Zwillinge stehen. Ich hatte denselben schon eingesackt und befand mich auf der Treppe, als die alte Brigitta angeschlurft kam und noch eine dieser Fläschchen in den Verschlag setzte.

„Kaum hatte sie sich entfernt, so schlich ich wieder hinein und holte den anderen Zwillingsbruder ebenfalls heraus. Hier ist er, bist Du zufrieden, Charles?"

„Sie sind ein Tausendsassa, mein lieber Lehrer, ich danke Ihnen für Ihre edle Aufopferung, doch nun kommen Sie, wir wollen die Flaschen entgeistigen!"

„Ja das wollen wir, mein edler Zögling!" rief Herr Fabert, im Vorgeschmack des Genusses mit der Zunge schnalzend, und rückte Stühle und Gläser zurecht.

Dann fuhr er fröhlich und jugendlich fort, indem er sich bequem niederließ und die Brille weiter hinaufschob:

„Und dann, mein Herr Student, habe ich Dir einen Vorschlag zu machen. Es geht nämlich unmöglich mehr, daß ich Dich, einen nunmehrigen Studenten der Rechte, allein mit Du tractire; entweder ich sage zu Dir von heute an Sie, oder Du machst mit mir Brüderschaft. Ich schlage das Letztere vor, denn ich halte mich gleichfalls trotz meiner fünf- und dreißig Jahre noch für einen Studenten."

„Ich bin mit dem Vorschlage vollkommen einverstanden, mein würdiger Lehrer. Also nach Studentenart auf Du und Du."

Charles schenkte die Gläser voll und konnte nicht unterlassen, vor sich hin zu murmeln:

„Ein schöner Wein, dem klaren Aussehen nach, bei meiner Seele!"

„Nun denn, Fuchs, so laß uns anstoßen nach Studentenart, und bis auf die Nagelprobe! merk' auf!"

Mit diesen Worten setzte Monsieur Fabert sein eingekreuztes Glas an den Mund und leerte es mit einem Schluck.

Doch sofort schnitt er die allerfürchterlichsten Gesichter. Kirschbraun im Gesicht, die Augen in feuch-

tem Glanze, die Stirnader dick geschwollen, und prustend wie ein Elephant, sank er, die Hände an der Kehle und am Magen haltend, wie zur Abwehr, hinten über und blickte in diesem verzweiflungsvollen Zustande mit seinen vier Aeuglein die Decke an, den Mund wie ein Scheunenthor öffnend.

Charles setzte ob des gräßlich lächerlichen Schauspiels sein Glas wieder nieder und blickte besorgt seinen würdigen Meister an, der wie von Sinnen war und zum Gotterbarmen gurgelte.

Charles glaubte nichts Geringeres, als daß der Wein vergiftet gewesen war und seinen Freund in diesen traurigen Zustand versetzt hatte.

Dem war indeß nicht so.

Diese convulsischen Bewegungen hatte nur ein Glas — Weinessig zu Wege gebracht.

Hiervon überzeugte sich Charles, indem er das famose Getränk beroch.

Nach und nach wurden des würdigen Herrn Faberts Zuckungen schwächer und schwächer. Er starb indeß nicht, sondern erwachte zu neuem Leben, indem er die Sprache wieder erlangte.

Das erste Wort, was er hervorstoßen konnte, war noch ziemlich unarticulirt und lautete:

„Pfui, pfui!“

Eine Entleerung des Speichels verschaffte ihm vollständige Erholung und Kräftigung.

„Der Teufel soll der Brigitta in den Magen fahren, wenn sie uns mit Rattengift vergiften will, die alte Hexe!“ krächzte der Arme wüthend hervor. Dann fuhr er in seinem Sermon fort:

„Aber wart', Du alte Hexe, ich werde Dich lehren, mit mir Deinen Schabernack zu spielen, wart', Du sollst an mich denken!“

So fuhr er fort, bis der essigsaure Nachgeschmack verschwunden war und er hierdurch bedeutend milder gestimmt wurde.

„Ich glaube nun, ich kann mir erklären, wie ich zu diesem verwünschten Essig gelangt bin. Das war gewiß die verdammte Flasche, die ich nachher vom Tische im Verschlage fortnahm, dieselbe, die Brigitta kurz zuvor hingestellt hatte. Ja, ja, das ist gewiß, sie stand nicht auf dem von Brigitta bezeichneten Sandhügel. Pfui Teufel!“

Charles fing an, hell auf zu lachen, und rief einmal über das andere:

„Da haben wir's, da haben wir's, unrechtes Gut gedeihet nie, ha ha ha!“

Hierauf wurde die zweite Flasche entkorkt und

vorsichtig vorher geprüft, um einem zweiten Unglück vorzubeugen.

Dies aber war wirklich „Haute-Sauterne" und zwar Prima-Qualität.

Nunmehr wurde Brüderschaft getrunken nach allen Regeln des Studenten-Ceremoniells.

Als Monsieur Fabert endlich spät nach dem Hôtel Bodincourt heimkehrte, wurde er von der alten Brigitta mit einem schallenden Gelächter empfangen.

Sie hatte den Essigdieb entdeckt. —

Charles fand fast gar keine Zeit, sich verliebten Gedanken hinzugeben; er hatte mit seinen Studien vollauf zu thun.

Die wenigen müßigen Stunden verbrachte er entweder in Gesellschaft Faberts, oder er erging sich im Freien, das heißt in Paris, er erging sich auf den Boulevards oder in den Champs Elysées.

Charles war ein großer Freund der Natur.

Nach einem solchen Spaziergange vergrub er sich dann wieder mit vieler Munterkeit in seine Bücher und arbeitete angestrengt, so daß er die glänzendsten Resultate errang.

Die Commilitonen achteten ihn auch dieserhalb,

wenn sie ihn auch nicht liebten, da er selten oder nie an ihren Gelagen Theil nahm.

Er war bei ihnen unter dem Beinamen „der Bücherwurm" bekannt.

Spaß verstand Charles aber in dieser Beziehung durchaus nicht, und man wagte es nicht, ihn mit dieser wenig schmeichelhaften Benennung zu begrüßen, da er einen auf diese Weise Vorlauten derb gezüchtigt hatte. Das Zeichen im Gesicht war zwar eine derbe Lection, aber es verschaffte Charles Ruhe.

Uebrigens hatte der junge Student dem Grafen Bodincourt die Veranlassung des Duells mitgetheilt und dessen vollen Beifall eingeärndtet.

Der Graf von Bodincourt hatte die ganze Zeit über mit seiner Familie den reizenden Landsitz „la Ferte neuve" bewohnt und zog gerade zu der Zeit in die Hauptstadt wieder ein, als Charles' erste Universitäts-Ferien begannen.

Er hatte während dieser Zeit neun Briefe von der kleinen Amélie empfangen und doppelt so viel als Ersatz gesendet.

Mit diesen Briefen hatte er sich in einsamen

Stunden getröstet und sie statt Amélien an die Brust gedrückt.

Jetzt sollte er sie wiedersehen und die Universitäts-Ferien an ihrer Seite verleben.

Welche Aussicht! — — — — — — — — —

18.

Die Liebe.

Mit welcher Wonne schloß er das geliebte Mädchen zum ersten Male wieder in seine Arme, mit welchem seligen Entzücken drückte er die Angebetete an sein liebeglühendes Herz. Die Sprache ist zu arm, solche Minuten der höchsten Seligkeit treu wieder zu geben.

Charles war glücklich.

Von den Eltern der Geliebten wie ein Sohn behandelt und geliebt, von Amélien vergöttert, war er wahrhaft beneidenswerth.

Er genoß dies Glück in seinem ganzen Umfange, ohne an die Zukunft zu denken. War er doch Student und zwanzig Jahre alt, dabei vom Scheitel bis zur Zehe ein vollkommnes Muster edler männlicher Schönheit.

Fortuna hatte über ihn ihr Füllhorn in reichem Maße ausgegossen.

Aber er war hierfür auch nicht undankbar.

In den Soiréen der Gräfin und denen ihrer Bekanntinnen zog der „Neffe des Grafen von Bodincourt" durch seine interessante Persönlichkeit die Aufmerksamkeit der ganzen „jungen" Damenwelt auf sich, und manches junge gnädige Fräulein schickte einen sehnsüchtigen Blick zu dem Studenten hinüber.

Allein, die Blicke zündeten nicht, denn Charles' Herz war ja mit dem Stahlharnisch der Liebe gepanzert.

Die Hoffnung mancher speculativen Mutter hochvornehmer heirathsfähiger Töchter scheiterte demnach an dem Felsen der Liebe, der das Herz des jungen Studenten bewachte und bewahrte.

Améliens Jugend, ihre wahrhafte Schönheit, und was eigentlich noch mehr anzog, ihr großes, künftiges Vermögen, lockte eine Menge Anbeter von „untadelhafter Herkunft" zu ihren Füßen.

Jeder schmeichelte sich, dies junge Herz für sich zu erobern.

Allein, o weh, Améliens junges Herz war mit demselben Panzer umgürtet, der Charles' Herz umschloß.

Die Liebesritter streckten daher sämmtlich das Gewehr und zogen mit einem sehr nettgeflochtenen Körbchen versehen, in ihre Positionen zurück.

Amélie wurde mit den feurigen Liebesschwüren der Pariser „Löwen" von jetzt an verschont. —

Charles und Amélie hatten die Feuerprobe der Liebe bestanden.

Aber hatten die Liebenden wohl die geringste Aussicht, sich jemals im Leben angehören zu können?

Sie gestanden sich beide: „Nein!"

Dies trübte zu Zeiten sehr ihr Glück.

Charles wurde durch solche Reflexionen manche Nacht des Schlafes beraubt, doch hielt bei ihm die Traurigkeit nicht lange Stich und verschwand bald wieder vor dem jugendlichen Leichtsinn und den Hoffnungen einer ersten Liebe. —

Ehe noch die Ferien ganz zu Ende gingen, begleitete er seine Pflegeeltern noch nach deren reizendem kleinen Landsitz in der Nähe der Residenz.

Dieser Landsitz führte den Namen:

„Villa Amélie"

Eine reizende Gutsbenennung für Charles.

Er durchstreifte — natürlich in Begleitung seiner Stiefschwester Amélie — die schattigen Laubgänge des Parks und fand sie entzückend; er athmete die

milde Abendluft — an Améliens Seite und fand sie balsamisch; er horchte auf den Gesang der Vögel und fand ihn — an Améliens Seite — himmlisch; er freute sich über Améliens muntere Laune und fand ihr Lächeln, gelinde gesagt „göttlich," kurz er war verliebt wie ein Jünger Amors es nur möglicherweise sein kann.

Aber, o weh, die Freuden des Paradieses hatten in „Villa Amélie" auch ihr Ende, und er mußte mit widerstrebendem Gefühle wieder in das „lateinische Viertel" der guten alten Stadt Paris zurück, um seinen Studien mit neuem Eifer obzuliegen.

In seinem Stübchen zu Paris angelangt, versuchte er denn auch seinen Liebesschmerz durch angestrengte Studien zu betäuben.

Wahrscheinlich gelang ihm dies.

19.

Die Herrmanns-Insel.

Um in der Reihenfolge der Begebenheiten nicht zu weit zurück zu bleiben, ist es nöthig, daß wir uns einem andern Welttheile zuwenden.

Wir finden dort alte, wenn auch nur erst flüchtige Bekannte wieder.

Versetzen wir uns daher in die deutsche Ansiedlung „Johannisgrund" am Ohio, in den vereinigten Freistaaten von Nordamerika.

Dort finden wir Alles im grünenden und blühenden Zustande.

Alle Aecker waren „geklärt" und die Baumstümpfe hatten sich mit der Zeit in Dünger verwandelt.

Die Häuser und Scheunen waren neu und bequem aufgebaut und die ganze Gegend war frisch, wohnlich, heimisch.

Man glaubt dort, das liebe deutsche Vaterland gar nicht verlassen zu haben.

Und doch lebt man am Ohio in Nordamerika.

An eine schöne Strombucht des grandiosen Flusses lehnte sich das Hauptgehöft, rund herum die kleinen Pachter- und Arbeiter-Wohnungen mit einem Kirchlein in der Mitte.

Künstlich angelegte Kanäle bewässerten die grünenden Wiesen, die die deutsche Ansiedlung wie ein Blumengürtel umschlossen.

Eine Mühle klapperte lustig in einiger Entfernung, die der unermüdliche alte Johannes noch angelegt hatte.

Der „Großvater," wie der alte Johannes durchgängig genannt wurde, hatte sich in der freien, gesunden Natur Nordamerika's trotz seines hohen Alters völlig wieder erholt und fühlte sich ganz jung und rüstig gegen früher.

Er unterstützte seinen Sohn noch fleißig und nach Kräften in der Bewirthschaftung der Ansiedlung, und war demselben daher eine wirkliche Hülfe, zumal sich die Ansiedlung von Jahr zu Jahr vergrößerte und jetzt schon den Charakter einer kleinen Kolonie angenommen hatte, obgleich der Grund und Boden des Johannisgrundes dem jungen Walter ohne Ausnahme eigenthümlich gehörte.

Im Hause selbst waltete die geschäftige Hausfrau des jungen Besitzers von Johannisgrund und ward unterstützt von der noch immer rüstigen Schwiegermutter, die es sich unter keiner Bedingung nehmen ließ, der Schwiegertochter mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Wenn man ihr den Rath gab, sich ein wenig mehr zu schonen, so antwortete sie jedesmal:

„Ich mag noch nicht, so lange ich arbeiten kann, von der Gnade Anderer leben und wenn diese Anderen auch meine eigenen Kinder wären!"

Gegen einen solchen Ausspruch war natürlich nichts zu thun, und man mußte die beiden Alten daher ruhig gewähren lassen.

Die Kinder des jüngeren Walter waren auch schon herangewachsen und machten sich bei der Bewirthschaftung des Gutes nützlich.

Walter hatte drei Kinder, und zwar zwei Söhne und eine Tochter.

Herrmann, der ältere der beiden Brüder, war einundzwanzig, Ludwig, der Jüngere, neunzehn, und Sophie, die Tochter, fünfzehn Jahre alt.

Diese machten, im Vereine mit der achtzehnjährigen Marie, der Pflegetochter des „Großvaters," die ganze Waltersche Familie aus.

Die beiden Brüder waren ein Paar kräftige Jungen und der Stolz ihres Vaters.

Die Natur hatte sie in keiner Beziehung stiefmütterlich behandelt und sie würden höchstwahrscheinlich als Cavaliere in den Damensalons Glück gemacht haben.

So aber waren es nur abgehärtete Ansiedler in den Prairien von Amerika.

Auch die beiden jungen Mädchen, Marie und Sophie waren nicht die Häßlichsten des schönen Geschlechts.

Wenn die derbe, selbstverfertigte Haustracht auch nicht gerade geeignet war, ihre weiblichen Reize besonders hervorzuheben, so blickte doch manch junges Männerauge aus der kleinen Kolonie denselben mit entzückten Blicken nach, wenn sie in das Gebäude gingen oder vermittelst eines zierlichen Kanoe's nach der nahen, eichenbewachsenen kleinen Strominsel übersetzten, durch deren frisches Laubgrün ein freundliches Häuschen hervorguckte.

Dies Häuschen war von einem kleinen Blumengarten umgeben, der inmitten der Insel einen Kreis beschrieb und sich unmerklich in den Baumschatten der begrenzenden Eichen verlor.

Diese Insel war ein Lieblingsaufenthalt der Fa-

milie und ward hauptsächlich zur Erholung von den Anstrengungen der Woche benutzt.

Des Sonntags Nachmittags namentlich war hier immer die ganze Walter'sche Familie versammelt, behufs der Belustigung und Erheiterung.

Den ersten Gedanken zur Anlegung dieses Vergnügungs-Ortes hatte übrigens Herrmann gegeben.

Dies verhielt sich folgendermaßen:

Der Prediger Lauter von Johannisgrund hatte dem damals zwölfjährigen Herrmann Walter als Weihnachts-Präsent das Buch „Robinson und seine Abenteuer" geschenkt.

Der Prediger Lauter unterrichtete nämlich zugleich die Kinder der Kolonie und insbesondere die Kinder des jungen Walter.

Herrmann, mit einem feurigen Geiste begabt, las das Buch, und seine Einbildungskraft ward hierdurch auf das Mächtigste angeregt.

Er nahm sich vor, die Abenteuer Robinsons gleichfalls durchzumachen.

Hierzu bot sich ihm in der Strominsel des Ohio die schönste Gelegenheit dar.

Heimlich packt er deshalb einige Sachen zusammen, nimmt seine kleine Vogelflinte nebst Munition

zu sich und setzt in einer finstern Regen-Nacht im Kanoe nach der Strominsel über.

Niemand ahnte auch nur das abenteuerliche Vorhaben des kühnen Knaben.

Nachdem er auf der Insel glücklich angelangt war und seine sieben Sachen ausgeschifft hatte, gab er dem Kanoe einen kräftigen Stoß und ließ dasselbe schwimmen. Von einem leichten Ostwind ward es durch einen wunderbaren Zufall wieder in die Strombucht und an den Landungsplatz getrieben so daß die Familie gar nicht auf die Vermuthung gerieth, der Knabe könne per Wasser davongegangen sein.

Daß ihm kein Unglück passirt war, dafür schien ihnen die fehlende Kleidung Herrmanns und die Vermissung seiner Vogelflinte nebst Pulver und Blei zu bürgen.

Herrmann mußte daher entflohen sein, dies stand fest.

Aber wohin? Hierüber war man verschiedener Meinung; die Mehrzahl aber stimmte darin überein, daß er auf ein abenteuerliches Unternehmen in den Wäldern ausgezogen sein möchte, wie dies sein feuriger Geist wohl befürchten lasse.

Alles Aufsuchen des Vermißten blieb aber fruchtlos.

Herrmann richtete sich unterdeß, so gut es gehen wollte, auf seiner Insel ein.

Er hatte den kühnen, obwohl kindischen Entschluß gefaßt, auf dieser Insel zu leben und zu sterben.

In Ermangelung einer Robinsonschen Felsenhöhle erbaute er aus Aesten und Baumzweigen eine ziemlich geräumige Hütte.

Die Ritzen verstopfte er theils mit Moos, theils mit Laubwerk und bewarf sodann den ganzen Bau mit einer fußdicken Erdschicht.

Um die Höhle von Außen noch unkenntlicher zu machen, belegte er dieselbe vollständig mit Rasen.

Uebrigens war sie so angelegt, daß sie vom Johannisgrunde aus nicht gesehen werden konnte.

Die Thür war nach der Gegend des entgegengesetzten Ufers angebracht. —

So glaubte er sich vor jeder Entdeckung gesichert.

Hier nun hängte er mit Stolz seine Waffen auf und richtete das Innere so bequem wie möglich ein. Hatte er die Thür der Hütte oder besser gesagt, der Höhle, verschlossen, so war der innere Raum vollkommen finster.

Aber auch für die Beleuchtung hatte der umsichtige Herrmann gesorgt und demgemäß ein Stahlfeuerzeug mit auf seine Insel genommen. Zwar be-

saß er kein Licht und kein Oel, dagegen aber hatte er eine ziemliche Anzahl Holzspähne hergerichtet, die ihrem Zwecke vollkommen entsprachen.

Seine Staatsbibliothek bestand aus einem Buche, dem „Robinson," den er als Bibliothekar Zeile für Zeile auswendig kannte.

An Fleisch und Früchten war auf der ungefähr 100 deutsche Morgen umfassenden Insel Ueberfluß vorhanden, es befand sich Hoch- und Mittelwild hier, Herrmann war indeß noch nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden, seine Vogelflinte brauchen zu müssen. Er hütete sich vor dem Losschießen der Büchse, um drüben im Johannisgrund keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Durch listiges Einfangen frischmilchender Hirschkühe war er stets mit nahrhafter Milch versehen und Eier von wildem Federvieh waren nicht selten auf der Insel.

Außer dem Bereiche der Nahrungssorgen, legte er sich nunmehr auf die Verfertigung nützlicher Gegenstände; unter andern fertigte er sich einen Kahn auf Robinsonsche Manier, um auf das, dem Johannisgrunde entgegengesetzte Ufer des Festlandes nach Belieben gelangen zu können.

Vermittelst dieses Hülfsmittels befand sich der

junge Abenteurer fast täglich auf dem Festlande und schoß lustig außer Hörweite in der Prairie herum.

Der Herbst begann bereits die Blätter der Bäume röthlich zu färben, als er eines Tages, nachdem er vom frühen Morgen an von der Insel entfernt gewesen und erst mit Anbruch der Nacht heimkehrte, durch die Baumschatten eine Feuersäule aufsteigen sah.

Eine heftige Unruhe erfaßte ihn.

„Was kann diese Erscheinung wohl zu bedeuten haben?“ fragte er sich. „Sollten sich hier Indianer gelagert haben, welche auf dem Kriegspfade sind? Möglich, aber ich sollte in diesem Falle meinen, daß die Spürnasen ohnfehlbar meine Wohnung ausgewittert hätten. Wenn es daher keine Indianer sind, sollten es vielleicht Ansiedler von drüben sein? Doch was haben diese hier in der Nacht zu suchen, ich kann es nicht glauben!“

Eine ängstliche Erwartung der kommenden Dinge beengte seine junge Brust.

Er hatte sich in der Thür der Höhle niedergelassen und beobachtete unruhig das flackernde Lagerfeuer am östlichen Strande der Insel, das roth glühend durch die Aeste der Bäume blinkte, als er mit einem Male ein haarsträubendes, entsetzliches, mark-

durchdringendes Geheul hörte, das sich näher und näher wälzte.

Schnell entschlossen faßte Robinson der Zweite nach der Vogelflinte, die er so eben im Dunkeln an die Wand gehangen hatte, aber, o Himmel, wer beschreibt sein Erstaunen und Entsetzen, als er bemerkte, daß das Gewehr sowohl, wie das Pulverhorn von der Hüttenwand verschwunden war.

Es mußte sich also durchaus ein menschliches Wesen in der Hütte befinden, das die besagten Gegenstände entwendet hatte.

Eine fürchterliche, namenlose Angst bemächtigte sich seiner. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren wie eingewurzelt.

Und zu alle dem kam das haarsträubende wilde Geheul von Secunde zu Secunde näher.

Herrmann sah keine Rettung vor sich.

Er wollte sich endlich in der Höhle zu verstecken suchen, doch gab er auch diesen Entschluß bald wieder auf, da sich ja schon einige der Barbaren in der Höhle befinden konnten.

Endlich, da er gar keinen Ausweg mehr sah, entschloß er sich zur Aufsuchung eines auswärtigen Verstecks.

Mit Blitzesschnelle schoß er aus der Höhle heraus und erkletterte eilig und gewandt eine etwas entfernt stehende alte Eiche.

Diese ganze Scene, von der Landung Herrmanns bis zu dessen Flucht auf den Eichbaum nahm keine fünf Minuten Zeit fort.

Unter dem Blätterdache der Eiche schien der Flüchtling für die erste Zeit sicher zu sein, doch welch' ein entsetzliches Schauspiel stellte sich ihm jetzt dar.

Eine Horde wilder schwarzer Neger kam mit einem wüthenden Geheul, Keulen und brennende Kiehnfackeln schwingend, vom Feuerplatze daher gerannt und stürzte der Höhle zu.

Herrmann konnte alle die scheußlichen schwarzen Gesellen sehen, wie sie mit den Kiehnfackeln in die Höhle eindrangen und dieselbe durchsuchten.

Einige Augenblicke verhielt sich die Horde still, wahrscheinlich wegen des, obwohl zur Zeit vergeblichen Suchens, dann aber erschallte ihr Geheul von Neuem, und die ganze Horde stürzte aus der Höhle heraus und sammelte sich auf dem freien Platze vor derselben. Hier schwangen sie unter armverrenkenden Gestikulationen ihre Keulen und Fackeln und begannen sodann, die Insel zu durchsuchen.

Wieder ward es auf Augenblicke still.

Jetzt aber ertönte ein unbändiges Freudengeschrei aus der Gegend her, wo Herrmann sein kleines Fahrzeug befestigt hatte.

Also hatten die verdammten Teufel den letzten Gegenstand seiner Rettung aufgefunden. Mit diesem Kanoe hätte Herrmann vielleicht noch von der Menschenfresser-Insel entfliehen können, aber so, wie die Sachen jetzt standen, war keine Flucht mehr möglich und er dachte so eben daran, wie er sich lieber selbst den Tod geben wollte, als lebendig in die Hände dieser Teufel in Menschengestalt zu fallen, als das Geschrei und Geheul derselben wieder näher und näher ertönte und die Fackeln durch die Bäume schimmerten.

Herrmann blieb fast unbewußt und ohne Athem zu schöpfen auf der Eiche sitzen, an deren Aesten er sich krampfhaft angeklammert hatte. Er sah die Scheusale jetzt deutlich vor seinen Augen. Sie leuchteten emsig auf der Erde umher, als wenn sie nach etwas suchten, was sie nicht schienen finden zu können.

Die Secunden wurden dem jungen Abenteurer zu Jahren und er fürchtete, das ungestüme Klopfen seines Herzens würde ihn seinen Verfolgern da unten verrathen.

Jetzt schienen die Wilden den gesuchten Gegenstand

gefunden zu haben, denn sie ließen ein mächtiges Freudengeschrei ertönen.

Herrmann wurde hierdurch aus seinem halb bewußtlosen Zustande aufgerüttelt und bemerkte mit Entsetzen, daß die Schwarzen seine Spur verfolgten.

Die Neger näherten sich jetzt schnell dem Baume, auf welchem der junge Walter kauerte.

Beim Baume angelangt, verloren die Afrikaner aber die Spur.

Sie brachen deshalb in ein fürchterliches Geheul aus, das das Herzblut des kühnen Insulaners zum Gerinnen brachte.

Sie schwangen ihre Keulen, stampften mit den Füßen und rüttelten wüthend an der Eiche, als wenn dieselbe aus dem Boden gehoben werden sollte.

Jetzt aber verlor Herrmann alle Fassung.

Er stieß einen lauten, gellenden Angstschrei aus.

Sofort ward unten Alles mäuschenstill.

Die Wilden zogen sich einige Schritte vom Baume zurück und beleuchteten denselben mit ihren Fackeln von allen Seiten. —

Auf diese Weise entdeckten die schwarzen Ungeheuer endlich den unglücklichen Flüchtling und sie ließen in Folge dieser Entdeckung ein lautes, freudiges Jauchzen erschallen.

Der Eine faßte den Anderen an der Hand, und so sprangen sie unter einem ohrenzerreißenden Singsang eine Weile um die Eiche und ihr darauf kauerndes halbtodtes Opfer herum. Sodann gaben sie Herrmann zu verstehen, sich vom Baume herunter und zu ihnen zu verfügen.

Dies that der Letztere denn auch, da er kein Mittel mehr sah, seinen Peinigern entfliehen, und seine Person in Sicherheit bringen zu können.

Unten angelangt, ward er sofort mit Baststricken gebunden und nach dem Lagerplatz geschafft, wo die Kohlen des Bivouakfeuers unter der Asche noch glimmten und durch neue Holzstöße wieder in Brand gesetzt wurden.

Hier nun wurden wiederum haarsträubende Ceremonien und Tänze um den armen gebundenen Gefangenen aufgeführt, der platt auf die Erde hingestreckt lag und kein Glied zu regen vermochte.

Herrmann war bei voller Besinnung, obgleich in namenloser Angst wegen dessen, was nunmehr die Wilden mit ihm anfangen würden.

Den Tag über war es schwül gewesen und in Folge dessen sammelten sich am Abend gewitterschwangere Wolken am Himmel, die den Horizont mit ihren

Blitzen durchzuckten und die Nachtscene auf der Strominsel noch grauenhafter stempelten.

Der grollende Donner mischte sich unharmonisch in das Geheul der wilden Horde, die ihr Schlachtopfer immer noch umtanzte.

Endlich waren alle Ceremonien beendet und es trat eine Pause ein, die nur durch das Donnern eines amerikanischen Gewitters unterbrochen wurde.

Jetzt aber machten die Neger geräuschvolle Anstalten zu einem Mahle.

Man holte lange Messer hervor, die unzweideutigsten Zeichen damit machend, daß eine Schlächterei veranstaltet werden solle.

Der Gefangene hatte in seinem „Robinson" gelesen, daß viele der Neger ihre Gefangenen schlachten, um sie demnächst zu verzehren.

Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Reihe des Geschlachtetwerdens jetzt an ihn kommen solle und er stieß deshalb herzzerreißende Klagetöne hervor, um so mehr, als einer der schwarzen Teufel sich ihm näherte und verdächtige Zeichen mit dem hochgeschwungenen Messer machte.

Herrmann begannen die Sinne zu schwinden, als er das blitzende Messer über sich geschwungen sah.

Aber in diesem gefährlichen Augenblicke ertönte ganz in der Nähe ein Schuß.

Der Neger hielt in Folge dessen bestürzt inne und ließ das gezückte Messer sinken.

Die anderen Satanasse machten sich so schnell wie möglich aus dem Staube.

Dies Alles sah der junge Walter, dann schlossen sich seine Augen. —

Er fiel in eine schwere Ohnmacht. —

Beim Wiedererwachen befand sich Herr Robinson der Zweite in seinem weichen Federbette im Hause seiner Eltern und er sah Vater, Mutter, Geschwister und Hausgenossen um sich versammelt, die ihm besorgt in das verwilderte Angesicht blickten.

Herrmann Walter, der kühne Insulaner, athmete wieder frei auf, denn er war ja nicht geschlachtet, sondern gerettet.

Uebrigens hatte er für jetzt genug an seiner Robinsonade, er wünschte sich durchaus nicht mehr nach der Schreckensinsel zurück.

Niemand der im Zimmer Anwesenden belästigte den Hartgeprüften mit Vorwürfen, Alle waren vielmehr theilnehmend um ihn besorgt.

In der That war aber auch Gefahr genug noch für das Leben des jungen Flüchtlings vorhanden.

In Folge der mannichfachen und starken Gemüthsbewegungen der letztvergangenen Nacht verfiel Herrmann in ein hitziges Nervenfieber, wodurch er wochenlang am Rande des Grabes schwebte und nur langsam wieder genaß.

Von seiner Abenteuersucht war er aber von Stunde an gründlich geheilt und dachte nie mehr an ein Davonlaufen.

„Aber wie ist es nur möglich, daß mitten nach Amerika Neger kommen sollten?" wird Mancher der Leser fragen.

Dies hängt sehr natürlich zusammen; denn die ganze Nachtscene auf der Strominsel des grandiosen Ohios war weiter nichts, als eine gut ausgeführte Maskerade der Ansiedler von Johannisgrund.

Die Sache hing nämlich folgendermaßen zusammen.

Einige Zeit nach dem unbegreiflichen Verschwinden Herrmanns setzte der junge Walter mit einigen Begleitern nach dem jenseitigen Stromufer über, um die dortigen Prairien nach Rothwild zu durchstreifen, das sich in ungeheuren Massen in diesen unendlichen Grasebenen aufhält.

Indem sie übersetzten, mußten sie ziemlich nahe an der Strominsel vorüberstreifen und bemerkten mit

Erstaunen den neuen grünen Hügel, was ihnen um so sonderbarer vorkam, da das Inselland ganz flach und eben war und nie ein Hügel von den Ansiedlern darauf gesehen worden.

Demzufolge wurde gelandet, damit man sich von der Beschaffenheit des Hügels näher unterrichte.

Bei der Untersuchung ergab sich das Resultat, daß der Hügel eine Höhle barg.

Zugleich erblickten sie die bekannten Habseligkeiten des verloren geglaubten Herrmanns nebst einigen eingefangenen Hirschkühen.

Diesen Fund hatte Walter hier nicht vermuthet und um so größer war daher sein Erstaunen und seine Freude, welche nur dadurch etwas getrübt wurde, daß sein Sohn nicht ebenfalls auf der Insel und in der Höhle angetroffen ward.

Walter vermuthete Anfangs, daß Herrmann bei seiner Landung auf der Insel ein Versteck gesucht haben möchte und ließ deshalb das ganze Eiland durchsuchen.

Herrmann war indeß nirgends zu finden.

Robinson II. war in der Prairie auf Jagd.

Einen Augenblick dachte der Vater darüber nach, welchen Weg er bei dieser erfreulichen Entdeckung einschlagen sollte, beschloß demnächst aber, die Hausge-

nossen und vorzüglich den Prediger Lauter in dieser Angelegenheit um Rath zu fragen, und kehrte daher sobald wie möglich nach der Ansiedlung zurück.

Darüber waren die Berathenden einig, daß der Flüchtling sofort die Insel verlassen müsse, dagegen konnte man nicht einig werden über die Ausführung der Unternehmung.

Der alte Johannes war der Ansicht, daß Herrmann bei Nacht ohne Weiteres auf der Insel festgenommen und nach der Ansiedlung gebracht werden müsse, um hier eine verdiente Strafe für sein Davonlaufen in Empfang zu nehmen; damit ihm dieselbe für immerwährende Zeiten eine Warnung sei.

Dieser Ansicht trat auch die „Großmutter" bei, die den Augenblick gar nicht erwarten zu können schien, den jungen „Thunichtgut" wieder in der Ansiedlung herumlaufen zu sehen.

Der Ausführung dieses Planes widersetzte sich der Prediger Lauter aber auf das Vollständigste.

„Wenn der Knabe," ereiferte er sich, „wenn der Knabe mit roher Gewalt von seinem jetzigen Aufenthalte entfernt wird, so zweifle ich nicht im Geringsten daran, daß er die erste Gelegenheit ergreifen wird, das abenteuerliche Spiel von Neuem zu beginnen. Herrmanns Geist ist feurig und für jeden Ein-

druck empfänglich, und ich bin daher gewiß, daß ein so rohes Unternehmen die Liebe zu seinen Eltern nicht vermehren wird. Nein nein, dieser Weg geht durchaus nicht. Wenn wir Ihres Sohnes, Herr Walter, hier bleibend sicher sein wollen, so müssen wir ihm das Leben auf der Insel verleiden, so, daß er mit Schrecken an die Zeit des Einsiedler-Lebens zurückdenkt." —

„Wir müssen daher statt Strenge eine List anwenden, um zu diesem Zwecke zu gelangen, und da fällt mir auch sogleich eine ein, die für Herrmanns Verhältnisse passend sein dürfte." —

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören!" riefen alle Anwesenden durcheinander, denen das so eben Gehörte vollkommen einleuchtete.

„Nun, Sie wissen," fuhr der Prediger fort, „daß Herrmann in Folge der Geschichte Robinsons, die er gelesen, auf die Idee gekommen ist, ein gleiches Leben, wie jener Abenteurer, zu führen."

„Diese Geschichte muß, da sie einmal angefangen, auch consequent durchgeführt werden. In Robinsons Erzählung erscheinen menschenfressende Neger, dies muß als Schreckbild auf der Insel drüben nachgeahmt werden. Der junge Sonderling wird beobachtet, durch nachgeahmte Wilde von unserer Ansiedlung in Furcht

gesetzt, verfolgt, eingeholt und mit Abschlachtung bedroht. In diesem Augenblick erscheint Hülfe von hier, dies Alles wird dem 13 jährigen Herrmann im Lichte der Wahrheit erscheinen und einen Eindruck zurücklassen, der unauslöschlich in sein Herz eingeprägt sein wird.

„Geeignete Leute zur Ausführung besitzen wir die Menge, und sollte mein Vorschlag, der allerdings etwas eigenthümlich ist, Ihren Beifall erlangen, so will ich mich heute noch daran machen, das Unternehmen einzuleiten, damit wir Ihren Sohn, von der fixen Idee geheilt, bald wieder in unserer Mitte erblicken können."

Walters Frau, die sanfte, ängstliche Karoline, versuchte zwar, hiergegen aus Mutterliebe zu opponiren, indem sie meinte, ihr Sohn könne sich beim Anblick der schwarzen Gestalten und bei Ausmalung der Qualen, die er als Gefangener der Wilden wahrscheinlich auszustehen haben würde, zur Entgehung derselben wohl selbst das Leben nehmen, allein diese Annahme ward nicht für wahrscheinlich gehalten und so blieb es denn bei dem Vorschlage des Predigers Lauter.

Wie derselbe ausgeführt wurde, haben wir bereits erfahren.

Die angewandte Kur hatte bei dem jungen Herrmann den besten Erfolg.

Es kam ihm nie mehr in den Sinn, auf Abenteuer ähnlicher Art ausgehen zu wollen und als er endlich von der ihm gespielten Mystification Kunde erhielt, hatte er bereits das Alter erreicht, wo Robinsonaden nicht mehr gefährlich werden können.

Walter indeß kaufte die Insel vom Staate an sich und richtete dieselbe zu einem Lieblingsaufenthalte der Familie ein.

Die Erdhöhle oder Hütte, in welcher Herrmann während seines Aufenthaltes auf der Insel gehauset hatte ward mit Allem, was darin gefunden worden war, (die Hirschkühe ausgeschlossen, denen man die Freiheit wiedergab) in unversehrtem Zustande gelassen, zum bleibenden Andenken an die Epoche von Herrmanns Einsiedler-Leben.

Auch ward der Insel zum Gedächtniß an den ersten europäischen Bewohner ein Name verliehen und sie erhielt bei der Besitznahme feierlich die passende Benennung:

„Herrmanns-Insel.“

20.

Die Vermählung.

Kehren wir jetzt zur Fürstin Scrininska zurück. Die Fürstin begab sich unter Begleitung ihres Verlobten, des Fürsten Sarjiensky kurz nach der ärgerlichen Katastrophe mit dem Erfürsten von Varèse, von Berlin nach dem südlichen Italien, und reiste sodann, nachdem sie dort den Winter verlebt, wieder nach Deutschland zurück, wo sie längere Zeit in Carlsbad verweilte.

Die Fürstin war durch den, ihr von Giulio gespielten Betrug in ihrem Stolze auf das Empfindlichste angegriffen und verletzt worden, daher auf lange Zeit in der übelsten Laune.

Unter dieser Laune hatte Fürst Sarjiensky am allermeisten zu leiden, allein er fügte sich mit wahrer Engelsgeduld, da er wohl wußte, daß dieser Zustand

nicht ewig anhalten und mit einer, die Fürstin befallen habenden nervösen Krankheit zugleich schwinden würde.

Die Fürstin kränkelte nämlich seit einigen Wochen, und ihr Arzt hatte deshalb die vorsorglichsten Anstalten Behufs ihrer Wiedergenesung getroffen.

Niemand außer dem Arzte und der Krankenwärterin, selbst der Fürst nicht, durfte zu der reizbaren Patientin, die an einer, nach Aussage des Arztes gefährlichen Geschwulst litt, die leicht in eine Brustwassersucht ausarten könnte.

Glücklicher Weise siegte die jugendliche Kraft der Fürstin über den bösartigen Krankheitsstoff und sie wurde den Genüssen der Welt wieder zurückgegeben.

Hiernächst begab sie sich auf die Güter ihres Verlobten, des Fürsten Sarjiensky, woselbst bald darauf die Trauung des Paares feierlich vollzogen wurde.

Fürst Sarjiensky hatte sonach endlich das lange ersehnte und lange erkämpfte Ziel erreicht, er nannte nunmehr die junge reizende Fürstin Scrininska sein, ganz sein, und er jubelte, denn seine Gemahlin war lenksam und hingebend geworden, ihr früher so stolzer Charakter hatte sich fast in Demüthigkeit verwandelt, in eine Demuth, die nur durch Schwermuth erzeugt werden kann.

Sarjiensky ließ die Umstände dieser vollständigen Charakter-Umwandlung unerörtert, es genügte ihm, ein glücklicher Gatte zu sein.

War die Fürstin auch glücklich? Dies ist eine schwer zu lösende Frage.

Wem es vergönnt gewesen wäre, einen Blick in ihre innerste Seele zu werfen, der würde vielleicht den Grund ihrer gänzlichen Umwandlung herausgelesen haben, er würde vielleicht vor der tiefen Zerrissenheit dieser einst so stolzen Seele zurückgebebt sein.

In mondhellen Nächten konnte man eine weiße, marmorbleiche Gestalt an den Fenstern des Schlosses erblicken, eine Gestalt, die die schweißbedeckte Stirn an die Scheiben preßte, gleichsam als wollte sie sich Kühlung verschaffen. Wer war diese bleiche Gestalt, welche mit bläulichen, bebenden Lippen und stierem Auge in die Ferne blickte?

Sollte es vielleicht die Fürstin sein?

In diesem Falle mußte ein fürchterliches Etwas diesen schwellenden Busen durchwühlen, in diesem Falle mußte der stiere, verzweiflungsvolle Blick der Spiegel eines schwer belasteten Gewissens sein!

Das materielle Leben fand die Fürstin indeß sehr verschieden von dem geistigen.

Hier war sie ein Muster der wahren, edlen Weib-

lichkeit und von ihren zahlreichen Untergebenen gleich einer Heiligen verehrt.

In den Hütten der Armuth fand sie sich ein, hier Wohlthaten spendend, dort Unglückliche tröstend. — Ueberall war sie gegenwärtig, wo der leidenden Menschheit Hülfe vonnöthen war.

Der Fürstin Herz war von jeher edel und groß, und deshalb nur allzusehr auf Kosten ihres Glückes ausgebeutet worden.

Ihr Gemahl erkannte mit inniger Freude ihre menschenfreundlichen Bestrebungen und nahm von ganzer Seele an dem edlen Werke Theil. Es wurden Kirchen erbaut, Schulen errichtet und Landstraßen angelegt, um das arme, geknechtete Polenvolk der Gesittung näher und näher zu führen, und ihre Bemühungen blieben nicht ohne günstigen Erfolg.

Ob die Fürstin durch diese Thaten den wahrscheinlich verlorenen Frieden der Seele wieder gewann, wollen wir hier unerörtert lassen.

Der Balsam der lindernden Zeit wird auch hier sein Ziel erreicht haben, ein Ziel, das noch jeder Unglückliche bis jetzt erreicht hat.

Nach zwei Jahren einer anscheinend sehr glücklichen Ehe ward die Fürstin Sarjienska Mutter eines bildschönen Knaben, der der Stammhalter des

uralten Geschlechts der Fürsten Sarjiensky zu werden bestimmt war.

Dies sichtbare Pfand der Liebe knüpfte das Band der Ehe nur noch fester und inniger.

Paul-Alexis, der kleine Stammhalter, war der wirkliche Abgott des entzückten Vaters, der die schönsten Hoffnungen in Betreff der endlichen Befreiung Polens auf ihn baute.

Sein Glück ward wo möglich noch erhöht, als ihn die Gattin nach weiterem Verlauf zweier Jahre mit einem Töchterchen beschenkte, das in der Taufe die Namen Katharina Maria Eleonore erhielt.

Weiter ward die fürstliche Ehe mit keinen Kindern gesegnet, auf die erhaltenen aber die sorgsamste Erziehung verwandt.

21.

Das Spiel.

Dem Ex-Carbonaro, Ex-Chevalier, Ex-Marquis, Ex-Grafen, Ex-Fürsten von Varèse, nämlich dem deutschen Freiheitsdichter Carl Müller aus Berlin, begegnen wir wieder in Newyork, der Hauptstadt der vereinigten Freistaaten von Nordamerika.

Hier finden wir ihn in den höchsten Cirkeln der Gesellschaft unter dem gut klingenden Namen eines Freiherrn von Hollfeld.

Um den Zutritt in diese exclusiven Kreise zu erhalten, waren von ihm die verschiedensten Mittel angewandt worden.

Zu allererst hatte er sich als einen Nabob, einen Krösus durch seine Dienstleute ausschreien lassen denn er machte ein großes Haus in Newyork. Des Freiherrn von Hollfeld Equipagen waren die

prachtvoll-modernsten der amerikanischen Hauptstadt; seine englischen Vollblutrenner waren ohne den geringsten Makel; seine Tafel war eine der reichhaltigst besetzten und stets mit den auserlesensten Weinen bedeckt; seine Bedienten strotzten von Gold und Silber. Es war daher natürlich, daß der Freiherr von Hollfeld in der republikanischen Hauptstadt Aufsehen erregte.

Man war begierig, die Bekanntschaft dieses würdigen Herrn zu machen.

Der Freiherr erhielt demnach Zutritt zu den exclusiven Cirkeln Newyorks.

Hier wußte er sich interessant zu machen, indem er sich abermals für einen deutschen Märtyrer der Freiheit ausgab.

Nichts öffnet in den republikanischen Vereinsstaaten so schnell Thür und Herz, als der Heiligenschein demokratischer Märtyrerschaft.

„Aber wo in aller Welt hat denn der freiheitsbegeisterte Freiherr die Mittel zu all diesem Prachtaufwande hergenommen?"

„Dies läßt sich mit ein Paar Worten erklären."

Mit dem Gelde, das Giulio vom Fürsten Sarjiensky und der Fürstin Scrininska so großmüthig erhielt, und das ohngefähr in runder Summe

Zwanzigtausend Franken betragen mochte, hatte er sich in Hamburg eingeschifft und landete wohlbehalten in Newyork.

Hier, wie in der ganzen civilisirten Welt wird hasardirt.

Der Fürst von Varèse, jetzt Freiherr von Hollfeld ward falscher Spieler.

Hier ist der Schlüssel zu den Hülfsquellen, durch die der deutsche Freiherr seinen Prachtaufwand bestritt.

In seinem Hôtel in der Washington-Street war der Sitz der Spielgesellschaft, die Herr von Hollfeld auf die anständigste Weise „rupfte".

Giulio (wir wollen diesen Vornamen des Betrügers beibehalten) war, wie schon vorne erwähnt, ein hübscher junger Mann.

Da er in den ersten Häusern Newyorks Zutritt erhalten hatte, so war es sehr natürlich, daß sich die Blicke der Damenwelt seiner interessanten Persönlichkeit zuwendeten.

Er war sehr bald in kleine Liebesabenteuer mit den blondlockigen Republikanerinnen verwickelt.

Vor allem aber warf er sich zum Anbeter einer jungen, lieblichen, blauäugigen Dame auf, deren Vater einer der reichsten Banquiers von Newyork war.

Diese junge Dame hieß Victoria Harryson.

Giulio verstand es, Victoria's Liebe zu gewinnen. —

Mit Bewilligung des Vaters ward die Verlobung des Paares feierlich vollzogen.

Giulio's Braut war ein bildschönes junges Mädchen von kaum siebenzehn Jahren, das dem Geliebten mit dem Feuer der ersten, reinen, unschuldvollen Liebe zugethan war.

Sie glaubte an die Liebesschwüre des Verlobten und sah in seinen Augen ihr höchstes Erdenglück emporblühen.

Nur wenige Tage noch waren es, welche zwischen ihrer ewigen Verbindung mit dem Geliebten lagen. Sie hatte dem Drängen des Wüstlings nicht mehr die nöthige Kraft entgegensetzen können.

Victoria hatte sich dem Betrüger ganz hingegeben. —

Arme Victoria! —

Zwei Tage fehlten noch bis zur Vermählungsfeierlichkeit, als sich folgender nächtliche Vorfall in Baltimore-Street zu Newyork ereignete.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als aus einem der Paläste gedachter Straße eiligst ein Mann stürzte und der nächsten Constabler-Wache zueilte.

Dieselbe Person kehrte bald darauf in Begleitung eines Constablers nach dem Palais zurück.

Kurze Zeit darauf erschien der Letztere wieder und zwar jetzt in Begleitung eines sehr elegant gekleideten jungen Mannes.

Der junge Herr war fürchterlich bleich und seine Zähne schlugen wie im Fieberschauer aneinander.

Beide Personen schritten schweigend die Baltimore-Street entlang.

Plötzlich erschallte ein unterdrückter Schrei durch die Stille der Nacht, diesem folgte ein dumpfer Fall und das Davoneilen flüchtiger Männertritte.

Hier war ein Mord vorgefallen. —

Diesen Mord hatte Niemand anders als der Freiherr von Hollfeld verübt. —

Am gedachten Tage hatten sich die Mitglieder des Spiel-Clubs bei einem Freunde in der Baltimore-Street versammelt.

Der Freiherr von Hollfeld befand sich gleichfalls unter den Gästen.

Mitten in der Sitzung erkannte Giulio's Gegner dessen falsches Spiel. Der Freiherr ward hierauf sofort als Betrüger blosgestellt.

Nachdem die anwesenden Herren ihre Privatrache

an dem angeblichen Freiherrn hinlänglich gefühlt, ward er dem Arme der Gerechtigkeit überliefert.

Was hiernächst geschah, haben wir schon weiter oben berichtet.

Nach Verübung des Meuchelmordes eilte Giulio instinktartig in sein Hôtel, raffte sein weniges baares Geld, ohngefähr zweihundert Dollars, zusammen und flüchtete, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten.

Mit Tagesanbruch befand er sich schon in einer solchen Entfernung von Newyork, daß er vor einer Entdeckung so ziemlich gesichert war.

Demzufolge ruhete Giulio in einem etwas abgelegenen Wirthshause von den Anstrengungen der Nacht aus und überdachte sein Schicksal.

Der Mord regte sein Gewissen mächtig auf. — Die innere Verdorbenheit hatte zwar bis diesen Augenblick alle besseren Gefühle seiner Seele unterdrückt, allein zu einem Morde wäre der Betrüger wohl sicherlich niemals geschritten, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit gebieterisch dazu gezwungen hätte.

Da das Gewissen einmal bei ihm erwacht war, führte es ihm alle begangenen Unthaten vor die Seele.

Giulio schauderte bei dem Gedanken daran.

Er faßte deshalb den Entschluß, von Stund' an

ein rechtlicher Mann zu werden und künftighin sein Brod auf eine ehrliche Weise zu verdienen.

Allein wie wollte er dies anfangen?

An ein üppiges, verschwenderisches Leben gewöhnt, wie wollte er wohl Tag ein, Tag aus einer vielleicht schweren körperlichen Anstrengung obliegen, um auf rechtliche Weise sein Brod zu verzehren?

Es gehörte eine Stärke des Willens hierzu, die dem von Gewissensbissen gefolterten Verbrecher abzugehen schien.

Uebrigens vertröstete sich der Flüchtling mit der Aussicht, daß er ja vermöge der mitgenommenen zweihundert Dollars für einige Zeit vor Noth gesichert sei.

Er blieb den Tag über in dem Wirthshause und ließ sich für die Nacht ein eigenes Zimmer geben, indem er gesonnen war, am nächsten Morgen seinen Marsch nach dem Innern weiter fortzusetzen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, waren seine zweihundert Dollars verschwunden, desgleichen das Beste seiner Habseligkeiten.

Der abgefeimte Betrüger war von einem noch abgefeimteren Spitzbuben bestohlen worden.

Giulio besaß jetzt nicht einmal so viel, um die Zeche im Wirthshause berichtigen zu können. Mit Hinterlassung seines Rockes als Entschädigung machte

er sich verzweifelnd auf den Weg und verfolgte die Chaussee nach Washington.

An den Seiten der Kunststraße waren viele Arbeiter mit dem Zerklopfen der Steine beschäftigt, die zur Ausbesserung der Chaussee verwendet werden sollten.

Der Herr Freiherr von Hollfeld ließ sich als Steinklopfer vom Chaussee-Aufseher engagiren.

Auf diese Weise verdiente er einen Tagelohn von einem halben Dollar täglich, etwas über zwanzig Groschen nach preußischem Gelde. Dieser Verdienst reichte gerade hin, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in Amerika damit bestreiten zu können.

Ohngefähr vier Wochen mochte Giulio diesem saueren Verdienste nachgegangen sein, als er eines Tages das Glück hatte, einem höheren Verwaltungsbeamten einen guten Dienst erweisen zu können.

Dieser erkundigte sich nach seinen Erlebnissen und brachte ihn hierauf, da er sich für ihn zu interessiren begann, als Buchhalter bei einer Kassenverwaltung in Washington unter.

Giulio, welcher in Washington unter dem Namen Carl Sommerfeld bekannt war, hatte als Buchhalter ein sehr anständiges Auskommen, mit dem er als einzelner Mann gemächlich leben konnte. Er war auch mit seiner neuen Stellung vollkommen zu-

frieden und seine bösen Leidenschaften traten immer mehr in den Hintergrund zurück.

Carl Sommerfeld ging sehr wenig aus.

Dies hatte aber keineswegs seinen Grund darin, daß er des Ausgehens überhaupt überdrüßig war, sondern in der Furcht seiner Entdeckung in Washington, da alle öffentlichen Blätter einen Steckbrief gegen ihn enthielten und in allen Wirthshäusern auf seine Person vigilirt wurde. Er hatte demnach alle Ursache, sich vor den Dienern der Gerechtigkeit in Acht zu nehmen und seine Person so unkenntlich wie möglich zu machen.

Nach und nach verminderte sich aber die Furcht vor Entdeckung, und in gleichem Maße schloß er sich wieder der menschlichen Gesellschaft an.

Mehrere seiner Kameraden hatten sich einem Club angeschlossen', der sich allabendlich im Vereinslocal versammelte.

Carl Sommerfeld nahm gleichfalls an dieser geschlossenen Gesellschaft Theil.

Entweder ward bei diesen geselligen Zusammenkünften geplaudert oder gespielt, natürlich nur Whist, L'hombre, Ekarté, Schach oder Dame. Alle diese Spiele waren nicht gefährlich, denn sie wurden nur zum Zeitvertreib gespielt.

Das Local hatte indessen noch geheime Räumlichkeiten, von deren Bestehen der junge Beamte anfangs nichts erfuhr.

In diesen geheimen Localen ward gleichfalls gespielt. Hier aber wurde nur hasardirt.

So sehr sich Carl auch vorgenommen, nie mehr in einem Hasardspiel sein Glück versuchen zu wollen, so war die Gelegenheit doch zu lockend.

Carl nahm wieder einen Platz am grünen Tisch ein und hasardirte, ohne falsches Spiel indeß.

Das Glück begünstigte ihn, er gewann bedeutende Summen, dann verlor und gewann er abwechselnd und zuletzt kehrte ihm Fortuna ganz den Rücken.

Durch beharrliches Weiterspielen glaubte er die verlorenen Summen wieder zu gewinnen.

Er täuschte sich.

Da er kein eigenes Geld mehr besaß, griff er die Fonds der ihm untergebenen Kassenverwaltung an.

Auch dies Geld war bald durch die Harke des Banquiers verschwunden.

Carl hatte über keinen Dollar mehr zu verfügen. Leichenblaß stand er vom Spieltische auf und ging einigemal sinnend im Zimmer auf und nieder.

Fürchterliche Gedanken durchjagten sein fieberglühendes Gehirn.

Maschinenmäßig ging er endlich auf ein offenes Fenster zu, das in der dritten Etage nach der Straßen-Seite zu lag.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden; er hatte sich aus der dritten Etage hinunter gestürzt auf die Straße. —

Die verlobte Braut des Freiherrn von Hollfeld, Fräulein Victoria Harryson, bekam von der nächtlichen Mordthat ihres Bräutigams gleich am folgenden Tage Kunde.

Der Constabler war wirklich in Folge der schweren Verwundung noch in der Nacht verschieden.

Mit einer aus höchster Verzweiflung entsprossenen Ruhe hörte sie die Unglücksbotschaft durch einen Geschäftsfreund ihres Vaters erzählen, der es sich übrigens zu einem Vergnügen machte, die Thatsache mit so vielen unwahren und furchterregenden Details vorzutragen, daß sich allein hieraus eine haarsträubende Mordgeschichte hätte bilden lassen.

Nichts destoweniger war die Hauptthatsache in der Wirklichkeit begründet, Victoria's Bräutigam, der reiche Freiherr von Hollfeld, war ein falscher Spieler, hatte einen Mord begangen und demgemäß aus Newyork flüchten müssen.

Morgen sollte die Hochzeit gefeiert werden, die Vorbereitungen waren alle getroffen.

Dies Alles war durch einen Schlag verändert, und ach, Victoria Harryson — eine entehrte Person. —

Der Seelenkampf des jungen Mädchens war entsetzlich, doch eine bittere Resignation malte sich bald darauf in ihren Zügen.

Victoria hatte einen Entschluß gefaßt.

Sie zog sich in ihre Zimmer zurück und war den Tag über für Niemand zu sprechen. Am nächsten Morgen legte sie ihren Hochzeitsschmuck an, setzte sich wie zur Ironie den Brautkranz in die Locken und begab sich in das Freie. Eine Fiebergluth hatte Rosen auf ihre Wangen gehaucht. Victoria war in diesem Augenblick wahrhaft schön.

Langsam begab sie sich auf den Quai des Hafens und blickte traurig, aber ruhig in die Tiefe des Meeres. Die Brillanten an ihrem Halsschmuck glänzten wie tausend Thautropfen in der eben aufgehenden Morgensonne; das schwere weiße Atlaskleid rauschte im leichten Morgenwinde und ein Unbekannter hätte darauf geschworen, daß die Göttin der Liebe dem Meeresgrunde entstiegen sei.

Noch war der Kranz von weißen Rosen im locki-

gen Haar befestigt, einen Augenblick noch und die junge Braut hatte das Brautbette bestiegen. Victoria hatte sich dem Tode vermählt.

Einige Stunden später fand man ihren Leichnam im Hafenbassin; die Hand hatte noch krampfhaft das Miniaturgemälde eines Mannes umschlossen; dieser Mann war ihr Bräutigam, der Freiherr Carl von Hollfeld.

22.

Der Prairie-Brand.

Die Walter'sche Familie hatte sich heute vollzählig auf der Herrmanns-Insel versammelt, obgleich dies an Werkeltagen selten geschah.

Wenn wir sagen vollzählig, so ist dies etwas zu weit ausgedehnt, denn der junge Walter und seine beiden Söhne Herrmann und Ludwig befanden sich nicht auf der Insel. Vater Johannes litt an Alterschwäche und war bettlägerig.

Dagegen war Prediger Lauter anwesend, was an und für sich schon auf etwas Außergewöhnliches hindeutete.

Das Gartenhaus war verschlossen, und es schien heute noch Niemand von der Familie darin gewesen zu sein, da sämmtliche Läden die Fenster bedeckten.

Die Frauen befanden sich Alle in demjenigen

Theile der Insel, von welchem man eine freie Aussicht auf das entgegengesetzte Ufer genoß, dessen weite Prairiegegend in eine Art nebelichten Rauch eingehüllt war.

Auf jedem Gesichte lag tiefe Traurigkeit und Niedergeschlagenheit. Zuweilen perlte auch eine Thräne in den Augen der jungen Mädchen; Alle aber blickten unverwandt nach der Prairiegegend hinüber.

Die Männer hatten nämlich einen Jagdzug in die Prairie unternommen und sich nur auf drei Tage mit Proviant versehen.

Heute aber war bereits der neunte Tag und noch Niemand von den Lieben heimgekehrt.

Dies gab allerdings Grund zu großer Traurigkeit, die um so gerechtfertigter erschien, als man die Dunstwolke über der Prairie richtig zu deuten verstand.

Die Prairie mußte nämlich in Brand gerathen sein, wie dies in der dürren Jahreszeit nicht gar so etwas Seltenes war.

Der Prediger war unabläßig bemüht, die schmerzgebeugten Frauenzimmer zu trösten und ihnen Hoffnung einzusprechen, obgleich er selbst die Hoffnung auf das Wiedersehen der Vermißten vollständig aufgegeben hatte.

Plötzlich ließ Sophie, die sehr scharfe Augen besaß, einen Ausruf der Freude ertönen.

Alle Anwesende sahen das junge Mädchen befremdet an, das statt aller Antwort nur mit der Hand nach der Prairie deutete, wo so eben ein schwarzer Punkt fern am Horizonte erschien.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtete ein Jeder den schwarzen Gegenstand, der sich schnell zu bewegen schien, wie aus der oft wechselnden Stellung abgenommen werden konnte.

Neue Hoffnung bemächtigte sich der Ausblickenden, und sie hatten auch Ursache hierzu, denn nach einer halben Stunde konnte man bereits einzelne Reiter unterscheiden, die in gestrecktem Galopp dem Ufer zu sprengten und nach einigen weiteren Minuten fröhlich die Hüte nach der Herrmanns-Insel zu schwenkten, wo die Frauen immer noch, aber jetzt in stummem Entzücken, standen und nach den geliebten Wiedergekehrten hinüberschauten.

Sofort ward die Fähre nach dem jenseitigen Ufer abgesandt und bald darauf lag sich die wieder vereinte Familie in den Armen.

Nachdem der erste Sturm der Freude vorüber, bemerkte man erst, daß der Anzug der Heimgekehrten sich in einem erbärmlichen Zustande befand.

Niemand besaß eine ganze Hose; Röcke, Westen und Halstücher waren ganz und gar verschwunden, und an den Hemden hingen die Fetzen herunter. Dazu kam ein neuntägiger Bartwuchs und ungekämmtes Haar, so daß die Cavalkade wie eine Räuberschaar in die Welt oder vielmehr in die Herrmanns-Insel hineinschaute.

Daher ging es jetzt an ein Fragen und Lamentiren, wobei Niemand den Andern verstand. Da die Frauenzimmer auf diese Weise zu keinem Resultate kamen, so schwiegen sie endlich ganz erschöpft, und nun erbot sich Herrmann, den ganzen Hergang des bestandenen Abenteuers haarklein vorzutragen, vorausgesetzt, daß ihnen Allen so viele Rast vergönnt würde, sich durch Speise und Trank vorher ein Wenig zu erquicken und ganze Kleider anzuziehen.

Schnell wurde das Benöthigte angeschafft und nach einer Stunde hatten sich Alle metamorphosirt und gekräftigt in der Rotunde vor dem Gartenhause eingefunden.

Herrmann räusperte sich ein Wenig und begann seine Erzählung dann folgendermaßen:

„Wir mochten drüben ohngefähr gegen zwanzig Meilen vorgedrungen sein, hatten uns auf der Prairie gelagert und bis halb zwei Uhr in der Nacht geplaudert.

„Plötzlich fühlten wir einen starken Luftzug, und ich hörte das entfernte, dumpfe Geräusch, das im Westen entweder ein Erdbeben, oder eine „Estampede" von Heerden von wildem Hornvieh oder anderen Thieren ankündigt. Auch unsere Pferde versahen sich einer Gefahr; denn sie waren ganz toll, suchten mit aller Gewalt die Lasso's zu zerreißen und zu entfliehen. —

„„Auf!"" rief ich, „„auf, Vater, Ludwig, Gabriel, auf — auf — he! schnell! schnell! Sattelt Eure Pferde! Rettet Euer Leben! Die Prairie steht in Flammen und die Büffel jagen gegen uns heran!""

„Alle sprangen auf, aber es wurde kein Wort gewechselt. Jeder fühlte die Gefahr seiner Lage. Nur in der Eile konnten wir ein Rettungsmittel finden, wenn es nicht gar schon zu spät war.

„In einer Minute waren unsere Pferde gesattelt. Zu Einer Zeit sprengten wir wie toll über die Prairie, legten den Pferden die Zäume auf den Nacken und ließen sie ganz ihrem Instincte folgen. —

„Eine Stunde lang jagten wir mit unermüdeter Schnelligkeit fort, als wir plötzlich fühlten, daß die Erde hinter uns zitterte, und bald schlug das entfernte

Gebrülle der Büffel, vermischt mit dem Heulen und schärferen Geschrei anderer Thiere, an unser Ohr.

„Die Atmosphäre ward schwer und drückend, während die Flammen, rascher als der Wind, am Horizont zu nahen schienen.

„Flüchtiges Rothwild von allen Arten schoß wie Pfeile an uns vorüber, Hirsche sprangen über die Gründe in Gesellschaft von Wölfen und Panthern; Heerden von Elennthieren und Antilopen kamen geschwinder als ein Traum vorüber und dann erschien wieder ein einzelner Mustang oder ein mächtiger Büffel.

„Obgleich unsere Pferde jeden Nerv anstrengten, so kam es uns doch in unserer heftigen Bangigkeit vor, als ob wir stille ständen.

„Die Atmosphäre ward immer dichter, die Hitze immer drückender, das Geschrei tönte lauter und lauter an unsere Ohren, und zuweilen mischte sich darein ein so gräßliches Geheul, so unterirdische Stimmen, daß selbst unsere Pferde in ihrem tollen Laufe inne hielten und an allen Gliedern zitterten; allein dies dauerte nur eine Secunde und sie flogen wieder dahin. —

„Ein edler Hirsch kam ganz nahe an uns vorüber. Seine Kraft war gebrochen, nach drei Minuten sahen wir ihn todt am Boden liegen.

„Aber bald wälzte sich uns, mit dem rauschenden Getöse des Wirbelwindes, die Masse schwerer und minder hurtiger Thiere nach: Büffel und wilde Pferde, Alles mit einander vermengt; ein ungeheurer dunkler Körper, Meilen breit, Meilen lang; so rückten sie heran, jedes Hinderniß niedertretend.

„Diese Phalanx war nur zwei Meilen von uns. Unsere Pferde waren beinahe erschöpft; wir gaben uns verloren. —

„Noch ein Paar Minuten und wir konnten zu Stäubchen zerstampft sein! —

„In diesem Augenblicke machte sich unseres alten Gabriels Stimme — fest und gebieterisch — hörbar. Er ist lange an Gefahr gewöhnt gewesen und schaute ihr jetzt mit seiner unbeugsamen Energie in das Angesicht, als wären solche Scenen sein eigentliches Element. —

„„Herab von Euren Pferden!““ „rief er;“ „„zwei von Euch sollen sie festhalten. Streift Eure Kleider und was sonst Feuer fangen möchte, vom Leibe; schnell, nicht eine Minute ist zu verlieren!““

„Als er gesprochen, zündete er ein Stück Zunder auf der Pfanne seiner Pistole an und war bald beschäftigt, mit allen Kleidern, die wir ihm reichten, ein Feuer zu machen. —

„Dann rafften wir verdorrtes Gras und Büffel-Dünger zusammen und warfen es auf einen Haufen.

„Ehe drei Minuten vergingen, schlugen die Flammen aus dem Haufen auf. —

„Sie rückte an, die in Schrecken gesetzte Masse der Thiere und brüllte, unser Feuer gewahrend, vor Angst und Wuth, aber sie drehte sich nicht, wie wir gehofft hatten. —

„Sie rückte heran, und schon konnten wir ihre Hörner, ihre Füße und den weißen Schaum unterscheiden; unser Feuer war im Erlöschen, die Flammen sanken zusammen.

„Sie rückten heran, die rasend gewordenen Myriaden; ich konnte ihre wilden Augen glänzen sehen, sie bogen nicht auf die Seite, öffneten keinen Durchgang — sie kamen, wie die Boten des Todes, näher, näher, immer näher. —

„Mein Gehör taumelte im Kreise, meine Augen verfinsterten sich, es war gräßlich, gräßlich! Ich sank nieder, bedeckte mein Angesicht und erwartete mein Schicksal. —

„In diesem Moment vernahm ich eine Explosion — dann ein Gebrülle, als käme es aus zehn Millionen Büffelbullen hervor, so betäubend war das Ge-

töse der Masse der nicht zwanzig Yards von uns entfernten Thiere. —

„Jede Secunde erwartete ich die Hufen, die uns zu Staub zertreten sollten. —

„Aber der Tod kam nicht. —

„Ich vernahm nur das Rauschen eines mächtigen Windes und das Zittern der Erde. —

„Nun hob ich das Haupt und schaute um mich!

„Gabriel hatte im kritischen Augenblicke etwas Brandwein auf das Feuer geschüttet; die lederne Flasche war zerplatzt und eine blitzartige Flamme daraus hervorgeschossen. —

„Auf Kosten von Tausenden zu Tode gequetschter Thiere waren die Bestien vor der Berührung mit der scharfen, blauen Feuersäule zurückgewichen, die sich durch die Explosion gebildet hatte. —

„Vor uns und hinter uns und um uns konnten wir nichts sehen, als die zottige Wolle der plumpen Ungeheuer; kein Spalt war in den fliehenden Massen bemerkbar, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, um unser Feuer zu vermeiden. —

„In dieser gefährlichen Lage verharrten wir eine Stunde, und unser Leben hing davon ab, daß die Thiere die Linie nicht schlossen; aber die Vorsehung

wachte über uns, und nach einer mir ewig dünkenden Zeit banger Erwartung wurden die Colonnen dünner und dünner, bis wir nur noch von den schwächeren und erschöpfteren Thieren uns umgeben sahen, die den Nachtrab bildeten. —

„Die erste Gefahr war vorüber, aber wir hatten noch einer eben so großen zu entfliehen — der verfolgenden Flamme, die uns um so näher gekommen war. —

„Die ganze Prairie hinter uns stand in Flammen und das zischende Element rückte mit furchtbarer Geschwindigkeit auf uns zu. —

„Abermals sprangen wir in den Sattel und die Pferde, die wieder Athem gewonnen hatten, brachten uns mit einer durch die Furcht verzehnfachten Kraft zum Nachzug der Büffel. —

„Es war ein furchtbarer Anblick: ein Feuermeer, tobend in seiner Wuth, mit seinen vorwärts stoßenden Wellen und dem grauenhaften Zischen, immer näher rückend, geschwinder sich fortrollend, als der scharfe Morgenwind. —

„Wären wir nicht so eben einer beinahe gleich furchtbaren Gefahr auf eine so unerwartete Weise entgangen, so würden wir wohl in Verzweiflung ge-

rathen sein und einen scheinbar fruchtlosen Kampf für unser Leben aufgegeben haben. —

„Wir sprengten fort und fort, an den Hügeln hinauf, an den Abhängen hinab. —

„Das Feuer war dicht hinter uns, als wir auf einmal gewahrten, daß eine Meile weiter vor die unermeßliche Heerde einen tiefen und breiten Schlund erreicht hatte, in welchen sie sich, Tausende auf Tausende, köpflings in den Abgrund stürzend, in ungemessener Eile warfen. —

„Aber das Feuer tobte nun immer geschwinder heran, loderte viel heftiger auf denn zuvor, als wäre es entschlossen, seine Beute nicht verloren zu geben; es wirbelten seine Wogen über unsere Köpfe empor und es erstickte uns beinahe mit seiner Hitze und seinem schwarzgelben Rauch. —

„Ein Paar Secunden noch spornten wir unsere Pferde im Todeskampf — Eile war Leben — der Schlund sollte uns retten oder unser Grab werden. —

„Wir sprangen hinab, förmlich getragen auf dem Rücken der in den Abgrund stürzenden Masse, und erreichten, ohne Gefühl und Bewegung den Boden, in einer Tiefe von mehr denn hundert Fuß.

„Sobald wir uns von dem Schlage etwas erholt hatten, fanden wir, daß wir gnädig bewahrt geblieben waren; seltsamer Weise hatten weder Pferd noch Reiter eine ernstliche Verletzung beim Falle erlitten.

„Ueber unseren Häuptern hörten wir das Zischen und Krachen des Feuers; mit Grauen schauten wir zu den Flammen auf, welche an dem Rande des Abgrundes hin wütheten. —

„Sie schlugen bald lodernd empor, bald senkten sie sich, als wollten sie über den Raum hinüberspringen und alles Leben, das in der Prairie war, vernichten. —

„Wir waren unversehrt; unser Fall brach sich an den Thieren, welche den Sprung eine Secunde vor uns gemacht hatten, und auf den Tausenden von Leichnamen, die als eine Hekatombe aufgehäuft lagen, und uns wie ein Kissen auf sich aufnahmen. —

„Nicht ohne große Schwierigkeit wickelten wir uns und unsere Pferde aus dem Wirrsaal hervor; und über die Masse der thierischen Trümmer hinsteigend, gelang es uns endlich, ein Paar Morgen freien Boden zu erreichen. —

„Dieser Boden war ein Paar Fuß über dem Wasser des Sturzbaches erhoben, der durch die Schlucht lief, und bot unseren unsäglich ermatteten

Pferden eine prächtige Weide an süßem, bläulichem Gras. —

„Aber die armen Geschöpfe waren in einen zu gewaltigen Schrecken gesetzt und zu sehr erschöpft, und streckten sich, ein schmerzliches Schauspiel äußerster Hülflosigkeit bietend, alsbald auf die Erde nieder. —

„Wir bemerkten, daß es den Schaaren fliehen, der Thiere gelungen war, etwas weiter unten einen Ausgang zu der entgegengesetzten Prairie zu finden. —

„Da die Erde und die Felsen noch zitterten, so erkannten wir, daß die „Estampede" noch nicht aufgehört hatte und daß die Millionen von Flüchtlingen ihr rasendes Rennen wieder fortsetzten. —

„Es war auch wirklich Gefahr vorhanden; denn der Wind wehte heftig und trug große Feuerflächen auf die entgegengesetzte Seite, wo verdorrtes Gras und Buschwerk bald von den Flammen ergriffen wurden. —

„So drang das zerstörende Element über den Schlund und setzte das Werk der Verfolgung unaufhaltsam fort. —

„Wir priesen uns glücklich, auf diese Art entkommen zu sein und dankten dem Himmel für unsere wunderbare Rettung, und da wir nun vor unmittel-

barer Gefahr sicher waren, so zündeten wir Feuer an und thaten uns gütlich mit einem jungen Büffelkalb, dessen Gebeine insgesammt in Splitter zerschellt waren. —

„Zwei Tage blieben wir in unserer Freistätte, um uns Kräfte zu sammeln und unsere Pferde ausruhen zu lassen. —

„Tief im Schooße der Erde begraben, waren wir sicher vor den Verheerungen der Elemente. —

„Am zweiten Tage hörten wir furchtbare Donnerschläge; wir wußten, daß ein Sturm wüthete, der das Feuer auslöschen würde, aber wir kümmerten uns wenig um das, was oben über unseren Häuptern vorging. —

„Wir hatten genug zu essen und zu trinken, unsere Pferde erholten sich schnell, und trotz der erlebten Schrecknisse waren wir heiter. —

„Am Morgen des dritten Tages setzten wir unsere Reise fort und folgten dem Bache einige Meilen abwärts, über Tausende von todten Thieren, die das schäumende Wasser nicht wegzuspülen vermochte. —

„Wir schlugen den Schlangenpfad ein, auf dem sich die „Estampedados" entfernt hatten und da derselbe durch die Millionen von Flüchtlingen in eine bequeme Steige verwandelt worden war, so befan-

den wir uns lange vor Mittag auf der Fläche der Prairie. —

„Welch ein Schauspiel von Finsterniß und Tod! So weit das Auge reichen konnte, war die Erde nackt und geschwärzt! —

„Nicht ein Grashalm, nicht ein Busch war den furchtbaren Flammen entgangen! —

„Halbverbrannte Leichname von Rothwild, Büffeln und Mustangs bedeckten zu Tausenden die Prairie.

„Der Horizont vor uns war hinter einem hohen und schroffen Bergrücken verborgen, gegen den wir nur langsam vorrückten, so sehr war die Fährte, welche die Büffel gemacht hatten, durch die verbrannten Leichname von Thieren aller Art versperrt. —

„Endlich erreichten wir die Oberfläche der Anhöhe und sahen, daß wir uns an einem Flusse befanden, der hier einen länglichen, etwa eine Meile breiten, aber sehr seichten See bildete. —

„Der Boden bestand aus einer harten, weißen Sandformation und als wir über das Wasser setzten, schien es, als ob der Boden mit Körnern und Krystall besäet wäre.

„Als wir die andere Seite des See's erreichten, hatten wir eine schmale Anhöhe zu passiren, die mit

grünem, nun aber niedergetretenem Buschwerk bedeckt war. —

„Die Heerden hatten die Flucht darüber genommen und die Flammen waren durch das Wasser dieses „Feensees," wie wir ihn tauften, gelöscht worden.

„Eine weitere halbe Stunde brachte uns vollends ins Freie, und ein seltsamer, ganz ungewöhnlicher Anblick bot sich unseren Augen dar! —

„Ueber eine reiche, schöne, in grün und roth gekleidete Prairie, worauf wilder Klee und Rosen, und zuweilen ein Pflaumenbaum mit ihren frischen Farben wechselten, lagen, so weit das Auge reichte, Hunderttausende von Thieren aller Art ausgestreckt, theils ruhig ihre müden Glieder beleckend, theils, ohne aufzustehen, die Hälse vorreckend, um das zarte Gras in ihrer Umgebung abzuweiden.

„Der Anblick war über alle Beschreibung herrlich und erinnert unwillkürlich an die Kupferstiche, die man von der Schöpfung in Großvaters alter Bibel findet. —

„Wölfe und Panther lagen nur wenige Schritte von einer kleinen Heerde Antilopen entfernt; Büffel, Bären und Pferde hatten sich mit einander vermischt und keines von diesen Thieren vermochte sich von der

Stelle zu rühren, auf die es vor Müdigkeit und Erschöpfung niedergesunken war. —

„Wir kamen an einem Jaguar vorüber, der grimmig nach einem, nur zehn Schritte von ihm entfernten Kalbe schaute; als er uns sah, versuchte er aufzustehen, aber gänzlich kraftlos, krümmte er seinen Leib so, daß er einen Kreis bildete, verbarg den Kopf auf der Brust mit seinen schweren Tatzen und stieß ein langsames, halb klagendes, halb drohendes Geschrei aus. —

„Hätten wir Pulver zu verschwenden gehabt, so würden wir die grasfressenden Thiere von vielen ihrer fleischfressenden Nachbarn befreit haben, aber wir kamen jetzt in eine, durch die Räubereien der Sioux-Indianer berüchtigte Gegend, und jeder verschleuderte Schuß Pulver war eine Chançe weniger im Falle eines Kampfes. —

„Unsere Pferde waren der Ruhe sehr bedürftig; wir nahmen ihnen die Sättel ab und die armen Geschöpfe ließen es sich wohl sein. —

„Wir unsererseits hatten glücklicherweise noch einen guten Vorrath von dem Kalbe; denn wir fühlten ein Widerstreben in uns, irgend einem von den armen hinfälligen Thieren um uns her die Gurgel abzuschneiden. —

„Ganz nahe bei uns lag ein schöner Edelhirsch, auf dem ich sogleich mit Vorliebe mein Auge ruhen ließ. —

„Er war so abgemattet, daß er sich nicht einmal zwei Zoll weit bewegen konnte, um das Gras zu erreichen, und seine vertrocknete, ausgedorrte Zunge zeigte deutlich, daß er durch Wassermangel litt. —

„Ich pflückte ein Paar Hände voll Klee, die ich ihm darreichte, er versuchte zu fressen, konnte aber nicht.

„Nur zwanzig Schritte von uns war ein kleiner Teich, ich nahm eine Pelzmütze, füllte sie mit Wasser und kehrte zu dem Hirsche zurück.

„Welch' ein ausdrucksvoller Blick! Was für schöne Augen! —

„Ich sprenkelte zuerst ein Paar Tropfen auf meine Zunge und setzte ihm sodann das Wasser unter die Nase, das er auch sogleich austrank. —

„Der Vater, Ludwig, Gabriel und die anderen Gefährten gewannen nach und nach so großen Antheil an den Leiden der armen Thiere, daß sie so viele von den jungen Wildkälbern nahmen, als sie nur immer konnten, und an den Rand des Wassers trugen, damit sie wieder Kräfte bekommen und entfliehen möchten, ehe sie von den Wölfen ergriffen würden. —

„Als ich dem Hirsch eine zweite Mütze voll Wasser reichte, leckte mir das dankbare Thier die Hände und suchte aufzustehen und mir zu folgen, nachdem es getrunken hatte, aber es gebrach ihm an Kraft und es konnte mir nur mit den Blicken folgen, während ich ab und zu ging. —

„Diese Blicke sprachen so klar und umfassend, wie ganze Bände — ich verstand ihren Sinn! — Mir ist es, weiß Gott, im höchsten Grade widerwärtig, von der Superiorität der Menschen zu hören!

„Der Mensch ist so undankbar, wie eine Viper, während ein Hund, ein Pferd und viele andere von den „seelenlosen Thieren" eine Wohlthat nie vergessen werden. — —

„Die warmen Strahlen der Morgensonne zerstreuten endlich Finsterniß und Nachtwolken; Rehe, Hochwild, Elennthiere und Antilopen waren fort, mein Edelhirsch ausgenommen, dem ich eine Handvoll Salz aus meinem Sattelranzen gab. —

„Einige Mustangs und Büffel grasten, aber der größere Theil lag, in einer Ausdehnung, so weit das Auge reichen konnte, auf dem weichen Rasen ausgestreckt. —

„Was die Wölfe betrifft, so schienen sie, entweder in Folge der größeren Anstrengung, die sie ausgestan-

den hatten, oder weil sie vom Blute oder Fleische ihrer Genossen übersättigt waren, steifer und unbeholfener als je. —

„Wir tränkten unsere Pferde, füllten unsere Flaschen und traten nach einem erquicklichen Mahle von kaltem Bärenfleisch unsere Rückreise nach dem Ohio an, um uns durch Thätigkeit zu erwärmen und unsere Kleider zu trocknen, denn wir waren bis auf die Haut naß und ganz starr vor Kälte.*)

*) Der Leser staunt vielleicht darüber, daß sich diese Thiere im Zustande äußerster Erschöpfung befanden; aber ich gebe ihm zu bedenken, daß sie das Prairiefeuer aller Wahrscheinlichkeit nach hunderte von Meilen vor sich hergetrieben hatte, und zwar mit einer ihnen ganz ungewöhnlichen Geschwindigkeit, wie sie nur ein panischer Schrecken erzeugen konnte. Es erscheint mir sehr glaublich, daß das Feuer über einen Raum von fünfhundert englischen Meilen hingelaufen ist, und den Grund zu dieser Schätzung finde ich gerade in dem erschöpften Zustande der fleischfressenden Thiere. Ein Panther kann zweihundert Meilen und noch mehr ohne die geringste Erschöpfung durchlaufen. Dasselbe ist bei einem Jaguar und sogar bei einem Elennthier der Fall. — Keinesweges will ich damit sagen, daß alle die Thiere, wie die Büffel, die Mustangs, das Rothwild u. s. w. eine solche Strecke zurückgelegt hatten. Während sich das Feuer fortwälzte, sammelten sich die Thiere nach und nach, bis sie die ungeheure Masse bildeten, und Tausende waren ohne Zweifel bereits umgekommen, lange, ehe das Feuer die Prairie erreicht hatte, auf der die Gesellschaft gelagert war.

Der Verfasser.

„Dem Höchsten sei nunmehr Dank, daß wir wieder unversehrt zu den lieben Unseren gelangt sind und ruhig und mit Muße die Glieder unter Dach und Fach ausstrecken können. Ihr könnt es uns glauben, Leute, uns sind von dem verteufelten abenteuerlichen Zuge die Knochen am Leibe wie zerschlagen und uns verlangt sehnlichst nach einer guten Ruhestätte!"

So weit war Herrmann in seiner Erzählung gekommen, als die Anwesenden plötzlich ein Feuerzeichen im Johannisgrunde aufsteigen sahen.

Dies Signal mußte eine wichtige Bedeutung haben und man verließ daher eiligst die Insel, um so bald wie möglich den Grund zu dieser Handlungsweise in Erfahrung zu bringen.

Er blieb ihnen auch nicht lange verschwiegen; der alte Großvater, der gute Vater Johannes lag im Sterben und hatte verlangt, die Angehörigen vor seinem Tode noch einmal zu sprechen und ihnen seinen Segen zu ertheilen.

Als die Waltersche Familie und der Prediger Lauter in das Krankenzimmer eintraten, lag der Greis mit gefalteten Händen da und hatte die bereits halb gebrochenen Augen gen Himmel gerichtet, in den er nun bald aufgenommen werden sollte.

Zur Rechten auf dem schneeweiß überzogenen Deck-

bette lag die Bibel, zur Linken das Gesangbuch, beides Gegenstände, welche den Weg von Schwabenland über das Meer mitgemacht hatten.

Als der Greis die Eintretenden gewahrte, winkte er seinen Sohn und seine Pflegetochter Marie an sein Bette und sprach zu ihnen mit leiser Stimme:

„Mein guter Sohn, ich stehe jetzt an der Schwelle des Grabes; noch wenige Minuten, und ich habe vollendet. Daher bitte ich Dich, in diesem wichtigen Augenblicke, mir auf diese Bibel zu geloben, hier meine Pflegetochter Marie von Stund' an als Dein eigenes leibliches Kind zu betrachten und solchergestalt auch für sie sorgen zu wollen, wie es einem christlichen Vater zusteht. Schwöre mir dies, mein Sohn, und empfanget dann beide den Segen Eures Vaters."

Der junge Walter war seltsam gerührt und leistete mit erhobener Stimme den Schwur.

Hierauf wendete sich der Greis zu den übrigen Familiengliedern und rief:

„Tretet Alle hier heran an das Bett, damit ich Euch meinen Segen ertheile. Und auch Ihr, ehrwürdiger Herr Prediger," wandte er sich zu dem gleichfalls anwesenden Geistlichen: „tretet auch Ihr heran an mein Bett, ich glaube, es wird Euch keinen Schaden bringen, den Segen eines alten

Mannes zu empfangen, der bereit ist, in das Himmelreich Gottes einzugehen."

Dann rief er mit erhobener Stimme, indem er segnend die Hände ausbreitete:

„Der Herr segne Euch und behüte Euch, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Euch und sei Euch gnädig, der Herr beschütze Euch und gebe Euch seinen Frieden."

„Amen —"

Es war eine lautlose Stille im Zimmer, die nur zuweilen durch das Schluchzen und den Schmerzausbruch der Anwesenden unterbrochen wurde.

Nachdem sich der Greis von der Anstrengung des Sprechens in etwas erholt hatte, reichte er jedem Einzelnen die Hand wie zum Abschiede und sank dann ermattet in die Kissen zurück.

Vater Johannes ward immer schwächer und schwächer, Leichenblässe bedeckte bereits sein ehrwürdiges Angesicht, als er aus hohler Brust die Worte herausstieß:

„Mein Herrgott, nimm mich auf in Dein Himmelreich, lieber Je —"

Weiter vermochte er nichts mehr herauszubringen, die Augen brachen; noch ein tiefer Seufzer und der Greis hatte vollendet.

Nach einigen Tagen hatten sich die Kreuze auf dem Gottesacker der Ansiedlung Johannisgrund um eines vermehrt, auf dem die Worte zu lesen waren:

Hier
ruhet in Gott der
ehrwürdige Greis Herr Gottlieb
Johannes Walter,
geboren am
22. April 1759
zu Beisingen im Schwabenland, im
Königreiche Würtemberg zu Europa,
gestorben am
6. August 1844
in der deutschen Ansiedlung „Johannisgrund"
am Ohio, in den vereinigten Staaten
von Nordamerika.
Er hat
sein Leben gebracht auf 85 Jahre.
Sanft ruhe seine Asche!

Druck von Harth u. Schultze in Berlin.